DEUTSCHE POLITIKER

F. O. H. Schulz

Hutten

THEODOR FRITSCH VERLAG · BERLIN

Deutsche Politiker

Historisch-politische Monographien

Herausgegeben von F. O. H. Schulz



3. Auflage / 11.—20. Tausend

1943

 / Druck: Buchdruckerei Otto Regel GmbH., Leipzig C 1


Wlrich von Hutten.

Hutten

Ein Kampf ums Reich

von F. O. H. Schulz

Theodor Fritsch Verlag · Berlin

Inhalt

Seite

1. Das Gesicht der Zeit 5
2. Die Lehrjahre des Humanisten 14
3. Das politische Erwachen 29
4. Der Papst ist der Feind 41
5. Die Hoffnung auf den Kaiser 49
6. Bündnis mit Franz von Sickingen 62
7. Das Wormser Trauerspiel 78
8. Sickingens letzter Waffengang 87
9. Huttens Tod 104

Verzeichnis der Abbildungen

Ulrich von Hutten . . . . Titelbild
Holzschnitt

Kaiser Maximilian I.* 15
Holzschnitt von Albrecht Dürer

Erasmus von Rotterdam* 31
Holzschnitt von Holbein d. jr.

Karl V. König von Spanien, Deutscher Kaiser 51
Holzschnitt von Hans Weidig

Franz von Sickingen* 71
nach einer Eisenätzung des Hyeronimus Hopfer
gezeichnet von Stroda

---

* Nach den Reichsdrucken Nr. 833, 406, 1174, aus dem Verlage der Reichsdruckerei, Berlin.

1. Das Gesicht unserer Zeit

Das Ende der Hohenstaufenherrschaft bedeutet den Sieg der Hierarchie, der Kirchenmacht, über das deutsche Kaisertum. Der päpstliche Stuhl ist von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts unbestritten die erste Großmacht des Abendlandes. Aber die fortschreitende Verweltlichung sollte der Kirche schlecht bekommen. Das Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit, beschleunigte die sittliche Verwilderung des Klerus. Klösterliche Bildungsanstalten, die einstmals im Reiche einen guten Ruf genossen hatten, verfielen, so daß z. B. im Jahre 1291 der Abt von St. Gallen und sämtliche Klosterinsassen des Schreibens unkundig waren. Ja, die Klöster sanken vielfach auf den Stand von Lasterhöhlen herab. Die Mönchsklöster wurden von dem Landadel nicht selten als Trinkstätten, die Nonnenklöster als Luststätten besucht. Schon aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist von der Äbtissin Herrard von St. Odilien folgendes Zeugnis über die Entartung der Kirche vorhanden: „In wüsten Zusammenkünften von Klerikern und Laien werden die Kirchen mit Fressen und Saufen, Possenreißen, unsauberen Späßen, Hasardspiel, Waffengeklirr in

Anwesenheit verrufener Dirnen, durch Eitelkeiten und Ausschweifungen aller Art entweiht."

Es geht nicht ohne Kritik, die immer weiter um sich greift. Die weltlichen Machtansprüche der Kirche werden verurteilt. Ihr leichtfertiges Treiben wird gebrandmarkt. Neue Kirchenlehren, die in den Evangelien keine Begründung haben und nur dazu dienen, die Kirche als unfehlbare Richterin und Herrscherin über alles, was lebt, durchzusetzen, werden angegriffen. Von Papst Innozenz dem Vierten, demselben, der die Macht des letzten Großen der Hohenstaufen durch Entfachung von Aufständen und Ausrufung von Gegenkönigen entscheidend geschwächt hatte, war die feste Organisation der Inquisition, der Ketzergerichtsbarkeit, eingeführt worden, die mit Folterwerkzeugen, mit Einmauern, Verbrennen und vielen anderen, für die heutige Zeit unvorstellbaren Martern die Gläubigen wie die Zweifler gefügig bzw. für Himmel oder Hölle aufnahmereif machen sollte. Der von Innozenz' des Vierten Vorgänger, Gregor dem Neunten, ernannte Großketzerrichter für das Deutsche Reich, Konrad von Marburg, war 1233 auf offener Straße erschlagen worden. Mit natürlichem Abscheu bäumte sich der Charakter der Deutschen gegen den mörderischen Frevel auf. Aber die päpstliche Macht fraß sich durch das zerklüftete Gelände der immer größer werdenden politischen Ohnmacht des Deutschen Reiches stärker und stärker hindurch. Durch die Prediger der das Land überschwemmen-

den Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, von allen Kanzeln, durch die zu Reichs- und Kurwürden gelangten Bischöfe, Erzbischöfe und ihre ungezählten kirchlichen und weltlichen Beauftragten wurden die einstmaligen Ansprüche Gregors des Siebenten, daß der Papst nicht nur unumschränkte Macht in der Kirche, sondern auch das Recht habe, Kaiser und Könige abzusetzen und daß diese gehalten seien, seine Füße zu küssen, unaufhörlich wiederholt. Und damit gar kein Zweifel an der Überordnung des Papstes über alle weltliche Gewalt des Abendlandes aufkommen konnte, wurde die Lüge, daß Kaiser Konstantin der Große auf dem Sterbebett Papst Sylvester dem Ersten die Herrschaft über das ganze Abendland geschenkt habe, wie ein Waffenschild den päpstlichen Ansprüchen vorangetragen. Der Papst habe nie geirrt und könne nie irren, hatte schon Gregor der Siebente 800 Jahre vor der am 18. Juli 1870 erfolgten Unfehlbarkeitserklärung durch das Vatikanische Konzil verkündet. Das Königtum habe der Teufel erfunden, während der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. Zertrümmerung der weltlichen Macht war das Zeichen, in dem die Kirche zum unbeschränkten Herrscher werden sollte. Nachdem in den vom Papsttum immer wieder aufs neue entfachten Kreuzzügen schätzungsweise sieben Millionen Menschen zugrunde gegangen waren, wurde die tatsächliche wie die künstlich erzeugte Türkengefahr das Mittel, mit Hilfe

der Türkensteuer sich die Verdammten dienstbar zu machen.

Die papistische Macht hatte sich so fest im Mark der deutschen Reichsgewalt festgesogen, daß von den sieben den deutschen König wählenden Kurfürsten drei vom Pontifex maximus abhängige Erzbischöfe waren, deren erster, der Erzbischof von Mainz, sogar die Würde des Reichserzkanzlers innehatte. Jede neue Königswahl bedeutete die Schwächung der politischen Zentralgewalt. Kam es doch vor, daß Bischöfe ausländische Fürsten im Auftrage des Papstes auf den Thron zu bringen versuchten, um die weltliche Gewalt in Deutschland dem Willen der Hierarchie immer gefügiger zu machen. Da wurde gekauft, gehandelt, gefeilscht, gemachtet und entmachtet, bis das in mehr als 300 unmittelbare Reichsstände zerstückelte Staatsgebilde nur noch eine Anhäufung von territorialen Zwerggebilden und der jeder Zentralgewalt feindlichen Fürsten- und Bistümer war.

Über dieses Jammerbild spannte sich das Netz einer starren Dogmatik, die das weltliche und kirchliche Denken in der Zwangsjacke der sich zusehends verengenden Scholastik hielt, deren sich der Papst bediente, um Bannflüche zu schleudern, Ketzer zu verbrennen, Torturen zu verhängen und mit Hilfe moralischer Martern das Gewissen der Deutschen zu zerstören. Im Jahre 1275 wurde Angela de Labarthe durch die Qualen der Folter zu dem Geständnis gezwungen, mit dem Teufel Unzucht

getrieben zu haben und dann dem Flammentod übergeben. Zehntausende unglücklicher Menschen, Greise an der Schwelle des Todes und Kinder im zartesten Alter nicht ausgenommen, sind danach verbrannt worden. Die Inquisitoren wurden von den Päpsten mit allen erdenklichen Vorrechten ausgestattet, damit sie, wie der Dominikanerpater Bartholomäus Spina in seiner „Abhandlung von den Hexen" schreibt, „die Hexen bis zur völligen Ausrottung und bis zum völligen Untergang verfolgen".

„Jede Religion ist gut, die beste aber ist die dümmste", so lautete die Erkenntnis Papst Alexanders des Sechsten. Und entsprechend solcher Erleuchtung, die auch schon seinen Vorgängern geworden war, handhabte man das in feste Regeln gebrachte System der Scholastik, in dem die Philosophie des Aristoteles als wissenschaftliches Schild benutzt wurde, um die Gläubigen dem Leben, der Natur zu entfremden, sie in Sündenbewußtsein unterzutauchen, sie der Erde zu entreißen, damit die hierarchische Gewalt sich darauf unumschränkter tummeln könne. Das germanische Recht wurde durch das römische und kirchliche verdrängt. An die Stelle der verkommenden Stifts- und Klosterschulen traten Universitäten, in denen Jurisprudenz, Medizin und Philosophie genau so wie die Theologie in die lebensfeindlichen Fesseln der scholastischen Polypenarme geschlagen wurden. Die ganze deutsche Rechtssphäre wurde von dem scho-

lastischen Theologismus der papistischen Universitäten durchtränkt, so daß die „dümmste Religion“ sich tatsächlich für die Interessen des Pontifex als die beste erwies. Die Uferlosigkeit der klerikalen Volksverdummung, die mit allen Mitteln scholastischer Beweisführung betrieben wurde, machte selbst vor dem Gründer der deutschen Universität in Prag, Kaiser Karl dem Vierten, nicht halt, der unter Aufwendung großer Mittel einen Reliquienschatz von besonderem Ausmaß mit folgenden Glanzstücken zusammenbrachte: Die Skelette Abrahams, Isaaks und Jakobs, die Köpfe der Evangelisten Markus und Lukas und des Apostels Bartholomäus, ein vom Evangelisten Lukas eigenhändig gemaltes Bild der Muttergottes, Milch aus den Brüsten Marias, die Windeln Jesu und ähnliches mehr. Über ganz Deutschland zog sich ein von der Geldgier der verschwenderischen, nach weltlicher Macht- und Prachtentfaltung strebenden Päpste gesponnenes Netz von Reliquienstätten. Den Gläubigen in Württemberg wurde gegen bares Geld eine Feder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel sowie das Heu aus der Krippe des Stalles von Bethlehem gezeigt. Wer das Heu nach Erlegung einer Sondergebühr küßte, war pestfrei. Im Jahre 1496 opferten 142000 Menschen Geld, um in Aachen einen Rock der Jungfrau Maria, Windeln Jesu und das Tuch zu sehen, worauf das Haupt des Johannes gelegen hat. Aus den Kreuzzügen hatte die Kirche Tausende von Reliquien nach

Deutschland befördert, wo man nun Gelegenheit hatte, den Geldbeutel des Judas, den Trauring Marias wie auch die Stange zu sehen, auf der der Hahn krähte, nachdem Petrus seinen Herrn verleugnet hatte.

Deutschland verwandelte sich nach und nach, besonders nachdem in Frankreich und England dem Steuern- und Abgabenunfug der Kirche gesetzlich Einhalt geboten worden war, in eine ohne Unterlaß strömende Geldquelle für das um Aufrechterhaltung und Erweiterung seiner Weltmacht bestrebte Papsttum. Die nach Gunst und Vermögen mit Pfründen versehenen Geistlichen mußten die Einkünfte des ersten Jahres unter dem Titel Annatensteuer an die Kurie abführen. Die geistlichen Reichsfürsten sogen, um sich schadlos zu halten, Zehntausende von Gulden aus ihren Gemeinden heraus. Denn die Verleihung des Palliums (einer aus Wollstoff bestehenden Binde) kostete die für damalige Verhältnisse ungeheure Summe von 25 000 Gulden. Als Albrecht von Brandenburg, der bereits Erzbischof von Magdeburg war, auch noch Erzbischof von Mainz wurde, mußte er außer den 25 000 Gulden auch noch 10 000 Dukaten nach Rom schicken. Um das Geld zu bekommen, nahm er eine Anleihe bei den Fuggern auf und ließ dann für dieses Bankhaus das Geld aus dem Ablaßhandel beschaffen. Dispensationsgelder, Bußen und Zehnten flossen jährlich in Millionenbeträgen in die päpstliche Kasse. Die Erhaltung der Bettel-

orden durch das Volk tat ein übriges. Das deutsche Volk war für den Papst ein nach Belieben auszuwertendes Rechenexempel geworden. Und der aus unzähligen Bedrängnissen ächzende Kaiser sah teils mit Lust, teils mit Unlust, aber immer zum Schaden des Volkes zu, weil seine Hände durch die Zersplitterung des Reiches in dynastische und ständische Interessen gebunden waren und es ihm wegen der Verwirklichung von Hausmachtabsichten nicht unwesentlich erschien, Macht und Ansehen des Papstes auf seiner Seite zu haben.

Im 14. Jahrhundert beginnt der menschliche Geist im Rahmen der christlichen Welt zuerst sichtbar an der Zwingburg der Hierarchie zu rütteln. In Italien entsteht die Renaissance, die Wiedergeburt aus dem Geist der Antike. In Deutschland bricht sich der Humanismus Bahn, um gegen die Scholastik Sturm zu laufen, die zuerst den menschlichen Geist geknebelt hatte und nun das Volk in teils planmäßiger, teils hemmungsloser Überschreitung ihrer natürlichen Grenzen zum Gespött der Welt und der Nachwelt machte. Eine aus der Anschauung der sinnenfrohen Antike genährte Flamme leuchtet in dem mönchischen Dunkel der Zeit auf. Und ohne daß die neuen Träger des Lichtes es zunächst wollen, sprühen die Funken gegen das Gebälk der hierarchischen Zwingburg. Zu einem hellen lustigen Feuer, das bis in unsere Tage leuchtet, schießen die Flammen hoch, die Desiderius Erasmus 1508 in seinem „Lob der Torheit" entzündet.

Niemals vorher war die Scholastik so entlarvt worden. Die Werkscheinheiligkeit war bis auf die Eingeweide bloßgelegt, und die feilen Diener dieser Methode liefen nackt unter dem Gelächter der zahlreichen Leser des Desiderius Erasmus umher. Aber Erasmus bekannte selbst von sich, daß er kein Märtyrerblut in den Adern habe. Er liebäugelte nur mit dem Radikalismus seiner Zeit. Und seine Mitkämpfer glichen ihm fast alle bis aufs Haar. Ihre Geistigkeit war Spott, ihre Liebe die Wissenschaft um der Wissenschaft willen, ihre Sprache Latein, das sie fast im klassischen Stile des Cicero beherrschten. Die klassische Literatur war ihre Heimat und die Republik der humanistischen Gelehrten ihr Vaterland. Sie erweckten die Geister der oberen Zehntausend der Gebildeten zu einer Kette von schallenden Gelächtern gegen die Dunkelmänner-Praktiken der papistischen Kirche. Aber diese fürchtete sich nur wenig vor ihnen. Ja, es gab sogar beamtete Würdenträger in ihr, die herzlich, wenn auch heimlich, mitlachten.

Nein, der Romanismus, der Deutschland in seinen Klauen hielt, der ihm das Blut aus den Adern sog, bedurfte anderer Gegner. Er bedurfte solcher Männer, die das Schwert nicht nur zur Zierde tragen, sondern die im Erkennen wie im Handeln gleich stark sind, die nicht allein ihre Kraft aus der Anschauung des Schönen und Wahren, sondern auch aus den Gründen der großen deutschen Geschichte schöpfen, die aus der Stärke des sächsi-

schen Kaisertums leben und unter dem Sturz der Hohenstaufenherrlichkeit leiden, die nicht aus Kirchenfrömmigkeit, sondern aus Vaterlandsliebe schaffen, denen die Kirche nur ein Instrument der gottmittelbaren Menschheit, die Freiheit und Unabhängigkeit, die Ehre und Größe des Vaterlandes aber die Seele des Volkes ist.

Von einem solchen Mann, der um seinen Kaiser nicht Pfaffen, sondern Soldaten sehen wollte, der dem Wort Vaterland im entmachteten Deutschland wieder einen Klang gab und der inmitten toddrohender Verfolgung seinen Deutschen zurief: „Wer hat Mut genug, mit Hutten für des Vaterlandes Freiheit zu sterben?“, von einem solchen Mann soll auf den folgenden Blättern gekündet werden.

2. Die Lehrjahre des Humanisten

Auf der Burg Steckelberg saß um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts Ritter Ulrich von Hutten, ein rauher, redlicher Kriegsmann, der im kaiserlichen Heere in Ungarn gefochten und sich auch in diplomatischen Friedensgeschäften als Beauftragter von Fürsten und Städten bewährt hatte.

Steckelberg ist, wie sein Name sagt, eine schmale, steile Erhebung. Von der Burg konnte man über unendliche Buchenwälder hinwegsehen, von denen die Landschaft den Namen Buchau hatte. Bis zu



HOLZSCHNITTBILDNIS DES KAISERS MAXIMILIAN VOM JAHRE 1519

den Quellen der Kinzig waren es nur wenige Steinwürfe. Das hessische Städtchen Schlüchtern lag zwei, Fulda sechs Stunden entfernt.

Die Gebäude der Burg standen geschützt hinter

Wall und Mauer. Viel Platz zur Bequemlichkeit war nicht vorhanden. Waffen- und Pulverkammern, Viehställe und Vorratsmagazine nahmen einen erheblichen Teil des verfügbaren Raumes in Anspruch. Auch die zahlreichen Hunde hatten ihre eigenen Ställe, denn Ritter Ulrich war, wenn er sich nicht auf Kriegsfahrt befand, viel auf der Jagd. In den Gründen der Buchau gab es damals noch Wölfe, von dem anderen Wild abgesehen, genug.

Auf der Burg waltete währenddem Frau Ottilie, eine zarte, mütterliche Frau, deren Gemütstiefe eine glückliche Ergänzung zu der schnell anpackenden kriegerischen Art des Herrn Ulrich bildete. Sie schenkt ihrem Mann vier Söhne und zwei Töchter. Der Erstgeborene, der am 21. April 1488 frisch in die Welt sah, erhielt den Vornamen des Vaters. Wenn dieser aber in den nächsten Jahren auf seinen Ältesten niederblickte, dann schüttelte er gelegentlich den Kopf über den zarten Knaben, der von schmächtigem Körperbau war und ihm wenig tauglich schien, einmal die Burgherrschaft anzutreten, und in dessen großen, lebhaften Augen doch ein wildes Feuer leuchtete, wenn sie nicht gerade zur Mutter aufblickten oder über die Baumwipfel der Buchau hinwegschweiften. Dann ging Herr Ulrich zu seinem Weibe und meinte, es sei besser, den Knaben in den geistlichen Stand zu bringen, als ihm die Rüstung anzuziehen. Frau Ottilie, die, fern der Welt, ihrem anerzogenen Glauben lebte und sich ihrem rechtschaffenen Herrn gern fügte,

verschloß sich solcher Einsicht nicht, und so kam es, daß der Vater 1499 seinen elfjährigen Knaben dem Abt von Fulda übergab, damit er in der dortigen Stiftsschule für den geistlichen Stand vorbereitet werde. Es ist wahrscheinlich, daß in dem Herrn vom Steckelberg der Wunsch lebendig war, seinen Ältesten einmal als geistlichen Würdenträger, vielleicht gar als Kirchenfürsten, zu sehen. Denn die Lebendigkeit und Klugheit des Knaben und seine Lernbegier waren erstaunlich. Auch die Fuldaer Benediktiner setzten große Hoffnungen auf den jungen Ulrich, der das Lateinische bald wie seine Muttersprache, bald besser beherrschte und auf alte Schriften mit demselben Eifer Jagd machte wie sein Vater auf die Wölfe in der Buchau oder auch auf die verdammten Pfeffersäcke, die dem deutschen Volke mit ihren ausländischen Waren das Geld aus der Tasche lockten.

Aber Ulrichs Freude an der Wissenschaft wurde sehr getrübt durch das Unterrichtsverfahren der Ordensbrüder, die das lebendige Leben verdammten, die natürliche Erkenntnis in kirchliche Zwecklehren umbogen und in den dunklen Dogmengängen der Scholastik die Entfaltung der gottgegebenen menschlichen Kräfte unterdrückten. Der Abt, der die hohe Begabung des Knaben schnell erkannt hatte, gab sich große Mühe, ihn zum Eintritt in den Orden zu bewegen. Doch Ulrich verband mit der Begeisterung für die Wissenschaften einen gar nicht zu bändigenden Drang nach dem Leben. Und so spähte

er schon in den ersten Fuldaer Klosterjahren nach dem Augenblick aus, der ihm die Freiheit bringen würde.

Da geschah es, daß eines Tages der in brandenburgischen Diensten stehende Ritter Eitelwolf vom Stein nach Fulda kam und den jungen Hutten kennenlernte. Eitelwolf war ein eifriger Humanist, der die scholastischen Dunkelmänner verachtete, der klösterlichen Erziehung mißtraute und jeden hellen, lebensmutigen Menschen einem finsteren Büßer vorzog. Er staunte über die Lebhaftigkeit und Weite des Huttenschen Geistes, und als er hörte, daß der Abt ihn nicht freigeben wollte, rief er ihn voll Zorn an: „Du wolltest ein solches Talent zugrunde richten?" Auch nach Burg Steckelberg ging ein Brief, in dem der Vater zur Vernunft ermahnt wurde. Aber Abt und Vater stellten sich taub. So blieb denn dem Sohn nichts anderes übrig, als sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Zu jener Zeit kam gelegentlich ein junger Humanist, der in Erfurt studiert hatte, nach Fulda. Er war ungefähr acht Jahre älter als Hutten, wußte schon einiges von der Welt und begeisterte diesen so für die klassischen Studien, daß bei Hutten bald der Entschluß feststand, aus Fulda zu fliehen. Ein Gelübde hatte er trotz immer heftiger werdenden Drängens des Abtes noch nicht getan, so daß man ihn nicht als entlaufenen Mönch würde beschimpfen können. Zudem hatte der Erfurter Freund, der Johann Jäger hieß, seinen Namen aber, der da-

maligen Humanistenneigung entsprechend, in Crotus Rubianus latinisiert hatte, große Lust, von der Erfurter Universität an die kölnische zu übersiedeln. Hutten brannte vor Begier, sich dem Studium „der besten Künste und Wissenschaften" in Köln zu widmen. Er vereinbarte mit Crotus, sich dort gemeinsam einschreiben zu lassen.

Im Herbst des Jahres 1505 zog der im 18. Lebensjahre stehende Hutten heimlich nach Köln. Mitte November desselben Jahres folgte ihm Crotus Rubianus. Die beiden ergänzten sich auf das beste. Crotus war ein Spötter, der das Dumme, Rückwärtsgewandte einer hellklingenden Kritik unterzog. Huttens Gemüt wallte auf vor dem Verderblichen. Sein Zorn konnte wie eine Lawine daherrollen, er war der Geburtshelfer aller Entschließungen und Taten des jungen wie des mannhaften Ritters.

Während sich Hutten und Crotus mit vollem Genuß den klassischen Studien widmeten, war das Gemüt des Burgherren auf Steckelberg arg verdüstert. Ritter Ulrich schwor, dem entlaufenen Sprößling nicht einen Gulden zu geben. Zu sehr hatte dieser seine Erwartungen getäuscht. Wenn der Alte tobte, saß seine sanfte Frau Ottilie wohl still beiseite, und eine Träne fiel auf das Linnen, das sie mit ihren Mägden spann. Sie liebte ihr ältestes Kind aus heißem Herzen, aber was hätte ihre Fürbitte schon angesichts des unbeugsamen, harten Charakters des Mannes geholfen!

Der junge Student machte sich auch gar keine Hoffnungen auf seinen Vater. Da war es denn ein wahres Glück, daß seine beiden Vettern Frowin von Hutten, der Marschalk am Mainzer Hofe war, und Ludwig von Hutten, der spätere Feind des Herzogs von Württemberg, ihm mit Geld beisprangen.

Aber seine Kölner Tage waren schnell gezählt. Die humanistische Bewegung wurde bald nach Huttens Eintreffen von der alten scholastischen Richtung, die unter dem Schutz des gehaßten und gefürchteten Ketzermeisters Jacob Hochstraten stand, in verschärfter Weise unterdrückt. Angesehene humanistische Dozenten mußten vor der Wut der Dominikaner flüchten. Und als auch der von Hutten hochverehrte Johann Rack (Rhagius Aesticampianus) aus Köln verjagt wurde, duldete es die beiden Freunde, Ulrich und Crotus, nicht mehr am Rhein. Während Rhagius an die gerade in Frankfurt an der Oder gegründete Universität ging, wanderten Ulrich von Hutten und Crotus Rubianus nach Erfurt.

In demselben Jahre, in dem Hutten aus dem Kloster seine Flucht in die Welt vollzogen hatte, war Luther aus der Welt in die Zelle des Augustinerklosters eingekehrt. Hutten fand also in Erfurt keine Gelegenheit mehr, den Mann kennenzulernen, dem er fünfzehn Jahre später mit so leidenschaftlicher Gewalt als Verbündeter zur Seite treten sollte. Aber er brauchte nach neuen Freunden

und Gesinnungsgenossen nicht zu suchen. Er ging zu den Humanisten, und die Humanisten oder Poeten, wie man jene in Scholastikerkreisen damals geringschätzig nannte, kamen zu ihm. Da war zuerst der gleichaltrige Eoban Hesse, der als Dichter schon eines guten Rufes genoß, die lateinische Sprache mit so großer Geschicklichkeit handhabte, daß er die Ilias in vortreffliche lateinische Hexameter zu übertragen vermochte und der Ulrich von Hutten bis zu dessen Tode ein treuer Freund blieb. Da war der Peter Eberbach, der neben der mächtigen Gestalt Eobans wie ein zartes Muttersöhnchen wirkte, aber es in der Rechtsgelehrsamkeit und den schönen Wissenschaften zu großem Ruf brachte. Da war vor allem aber der geheimnisvolle Konrad Muth, der Mutianus, der wegen seiner rötlichen Haare den Beinamen Rufus erhalten hatte, und der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, in dem benachbarten Gotha ein Kanonikat verwaltete. Mutianus, der in Bologna Doktor geworden war, zog Studenten und Lehrer von der Erfurter Universität an sich. Er war im Nebenamt Ratgeber Friedrichs des Weisen von Sachsen. Gastfreundschaft zu üben, seltene Schriften zu kaufen, seine zahlreichen Schüler in sokratischer Manier zu belehren, das war der Hauptinhalt seines Lebens. Er verachtete die finstere Orthodoxie und die ebenso finsteren Absichten des sogenannten Offenbarungsglaubens und legte seinem Schüler Spalatin einmal die Frage vor:

Wenn nur Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, woran denn so viele hundert Jahre vor seiner Geburt die Menschen gewesen seien, die Griechen, die Römer und die Deutschen? Den Reliquienschwindel der Kirche wies er zurück, und er gab seiner Verachtung folgenden, unmißverständlichen Ausdruck: „Den Rock und den Bart und die Vorhaut (Christi) verehre ich nicht, ich verehre den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart trägt, auch keine Vorhaut auf der Erde zurückgelassen hat." Dieser Mutian stand auf der schwarzen Liste der Humanistenschnüffler, deren Verdammungsurteil lautete: „Er dichtet, er spricht griechisch. Also ist er ein schlechter Christ." Aber Mutians Abscheu gegen die Theologisterei, gegen das Handwerk, mit Bibelsprüchen Himmel und Erde zu vertauschen, war so groß, daß er ihnen mit Äußerungen wie dieser heimzahlte: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen. Während wir auf den Himmel warteten, den sie uns versprechen, eignen sie sich die irdischen Güter an."

In dieser Schule war Hutten, der ehemalige Klosterzögling, ein eifriger Hörer. Er schreibt selbst von Mutians Einfluß:

„Ihn fragt Crotus um Rat, und Hessus erwählt ihn zum Führer: Mir auch hat gar oft seine Belehrung genützt."

Hier wurde sein Blick für die Differenz zwischen dem religiösen Lebensethos und dem kirchlichen Sein geweitet. Er dürstete nach dem Leben und

nach dem Kampf um das Schöne, Hellere, Bessere. Darum hielt er es auch in dem geistreichen Mutiankreise und auf der Erfurter Universität nicht länger als den Sommer des Jahres 1506 hindurch aus. Er ging an die unter Mitwirkung seines Gönners Eitelwolf vom Stein neugegründete Universität Frankfurt an der Oder, von der man sagte, daß dort die Humanistenpartei das Übergewicht habe. Hier, wo auch sein verehrter Lehrer Rhagius wirkte, blieb er ein ganzes Jahr. Als aber Rhagius dem inzwischen auch hier siegreichen theologischen Geist weichen mußte, verließ Hutten mit ihm die märkische Universität, die ihm nun nichts mehr zu bieten hatte.

Im Wintersemester 1507/08 ist er in Leipzig eingeschrieben. Doch wir wissen wenig von ihm. Das Leben hat den ewig Hungernden und Durstenden scheinbar ganz in seinen Bann geschlagen. Wir finden ihn erst im Spätsommer 1509 wieder. Er ist auf der Reise nach Pommern, er will an die Ostsee. Aber der Weg ist weit, und sein Beutel ist leer. Die Vettern Frowin und Ludwig haben lange nichts mehr von sich hören lassen, und vom Vater ist ohnehin nichts zu erwarten. Dazu peinigt ihn die schlimme aus Amerika eingeschleppte venerische Krankheit, die, ohne daß man ihrer recht Herr zu werden vermochte, Könige und Knechte in ihren Bann schlug, Schuldige und Unschuldige, Tapfere und Feige.

Hutten kämpft mit der ganzen sittlichen Stärke

seines Willens dagegen an. Und es gelingt ihm auch, den Kopf oben zu behalten. Aber der Weg ist immer noch weit. Der Hunger quält. Zu Nachtquartieren reicht es nicht mehr. Es muß im Freien geschlafen werden. Und wenn es hoch kommt, streckt der Junker seine müden Beine des Nachts in einer Bauernkate aus. Auch an einem Schiffbruch auf der Ostsee scheint er beteiligt gewesen. Nichts bleibt ihm erspart. Und so erreicht er denn im erbarmungswürdigsten Zustande die vorpommersche Universitätsstadt Greifswald. Hier ist ihm das Glück zunächst hold. Man erläßt dem sich mit großen Kenntnissen einführenden Studenten die Eintragungsgebühren. Und der Professor Hennig Lötz, der Sohn des reichen Kaufmanns und Bürgermeisters, nimmt ihn in sein Haus auf. Aber der Professor ist ein engstirniger Dogmatiker und sein Vater ein schlauer, hartherziger Fuchs, der auf den Lohn der wohlhabenden und bekannten Ritterfamilie nicht warten kann. In den letzten Tagen des Jahres 1509 verläßt Hutten mit seinen geringen Habseligkeiten Greifswald, um die zwölf Meilen nach Rostock zu Fuß zurückzulegen. Es ist bitterkalt. Aber Hutten ist, wie immer, frohen Mutes. Nur der Gedanke an den niedrig denkenden Greifswalder Kaufmann und seinen Sohn, den unverbesserlichen Dogmen-Professor, quält ihn. Am liebsten wäre er mit dem Degen gegen sie losgefahren. Er will gerade einen kleinen, zugefrorenen Sumpf überschreiten, als er von einer Anzahl von

Reitern, die hinter einem Gebüsch versteckt waren, umstellt, überwältigt, geschunden und im Auftrage ihrer Herren, der Lötze, fast bis auf die Haut ausgeplündert wird.

Dem Tode näher als dem Leben, kommt Hutten in Rostock an. Die Herberge der Stadt nimmt den Elenden auf. Aber die Lebensenergien des Geschundenen richten sich schnell wieder hoch. Was tun? Er kann die Herberge ohne ordentliche Kleider nicht verlassen. Da greift er, noch flammend von Haß gegen das feige Überfallgesindel, mit zitternder Hand zur Feder. Und wie sein Geist in die hellen Gefilde der antiken Welt einzieht, wird seine Hand ganz ruhig, und er schreibt die schönsten lateinischen Verse nieder und schickt sie den Herren der Universität als Talentprobe. Und einer von ihnen, der Professor Ecbert Harlem, erkennt sofort den begnadeten Poeten und Humanisten, eilt zu dem armen Hutten, kleidet ihn und nimmt ihn in sein Haus auf. Pflege, Arznei und Geld stehen ihm zur Verfügung. Auch die anderen Professoren kommen dem vom Schicksal und von den Menschen Mißhandelten freundlich entgegen. Ein frisches Leben beginnt. Hutten hält schönwissenschaftliche Vorträge. Man feiert ihn als den „neuen Poeten“.

Aber er darf nicht an die erlittene Schmach zurückdenken, ohne daß er die Schwerter wieder in sich klirren hört. Leider ist er nicht in der Lage, nach Greifswald zu reiten und die wohlbeschützten

Frevler zu bestrafen. So stößt er denn den Degen in den Boden und nimmt die Feder, um die Lötze vor der Geschichte zu züchtigen. Zehn Elegien, in zwei Büchern zusammengefaßt, schleudert er gegen sie. Die Gedichte atmen den feurigen, vorwärtsdrängenden Huttenschen Geist. Sie sind die Freude seiner Rostocker Gönner, und auch in Erfurt und Frankfurt an der Oder machen sie großes Aufsehen. Die Lötze schäumen. Sie bieten vieles auf, den Verfasser erneut in ihre Gewalt zu bekommen. Doch in Hutten ist schon wieder der Wandertrieb eingezogen. Er ist voll der Gewißheit, daß er immer weiter seiner eigentlichen Lebensaufgabe entgegeneilen muß. Und so geht er Ende 1510 nach Wittenberg, wo er am 13. Februar 1511 im Hause des Professors der Künste Balthasar Fachus sein großes in Hexametern geschriebenes Gedicht „Von der Kunst, Verse zu machen", vollendet, das eine ganze Reihe von Auflagen in Nürnberg, Leipzig und Paris erlebt und bald zu einem Schulbuch für angehende Poeten wird.

Inzwischen hatten ihn die alten Freunde, denen er eine Zeitlang aus den Augen gekommen war, eifrig gesucht. Man sprach von seinen Unfällen und fürchtete für sein Leben. Crotus Rubianus war sogar nach Steckelberg gezogen, um den grollenden Alten weicher zu stimmen. Aber der wollte nur helfen, wenn der Sohn von den bonas literas, den Narrenspossen, ließe und sich zum Rechtsstudium entschlösse. Es war die Zeit, in der Fürsten

und Städte, in tausend Rechtshändel verwickelt, in steigendem Maße Hof- und Ratsjuristen brauchten. Ein solcher sollte Hutten nach dem Willen seines geärgerten Vaters werden.

Hutten ein Student ums Brot! Nein, Huttens Geist haftete nicht am Verdienen. Seine Seele spannte einen großen Bogen über das Land ihres Verlangens, und bettelarm, ohne Hoffnung auf das Vaterhaus, zieht er weiter seine Straße. Er will nach Wien, wo das Herz seines Kaisers schlägt, des letzten Ritters, wie ihn die Zeitgenossen nennen.

Führer des Humanismus war hier der von Kaiser Maximilian nach Wien berufene Konrad Celtis, der der Bewegung großen Auftrieb gegeben hatte. Hutten fand in Wien, wo die Humanisten vielfach in freien Hausgenossenschaften zusammen lebten, manchen alten Bekannten, darunter den feinen Peter Eberbach. Aber in Hutten war im letzten Jahr die erste Ahnung von einer politischen Aufgabe aufgegangen. Die in der Republik der Gelehrten geübte Kunst um der Kunst willen schien ihm zu unwirklich, während rings um ihn her in der Welt alles zu neuem Werden drängte. Da hatte Maximilian nach Rom ziehen und sich nach altem Brauch zum Römischen Kaiser Deutscher Nation krönen lassen wollen, aber die Venezianer hatten ihm den friedlichen Marsch durch ihr Gebiet verwehrt. Dieser Gedanke trieb Hutten das Blut in die Schläfen. Eine Republik von Pfeffersäcken wagt es, dem mächtigsten Herr-

scher der Welt Einhalt zu gebieten? Huttens Seele befreit sich in einem Gedicht, in dem er Maximilian auffordert, mit den Waffen sein billiges Recht zu erzwingen.

In diesem Abschnitt seiner Entwicklung kommt ihm zum erstenmal zum Bewußtsein, daß sein deutsches Vaterland, das so groß in der Geschichte dasteht, in dem die Wissenschaft wie in keinem anderen Lande der Erde gedeiht, die Baukunst sich aufs herrlichste manifestiert und die Literatur die schönsten Blüten treibt, immer stärker zum Spielball landfremder Mächte wird, daß seine machtpolitische Kraft tausendfältig gehemmt wird, daß der Kaiser nur noch ein Schattengewächs ist oder doch Gefahr läuft, es zu werden. In diese Differenz von Soll und Sein sinkt Hutten. Aber er versinkt nicht. Er schnellt vom Grunde mit neu entfachten Energien auf, sein Auge späht nach den Ursachen des Unglücks und zugleich nach dem Mittel, es zu beseitigen. Sollten die Dunkelmänner vielleicht, derentwegen er aus Fulda geflohen, die ihn aus Köln und Frankfurt an der Oder vertrieben und ihm auch sonst genug Leid zugefügt hatten, vielleicht die Ursache des Übels sein? Wo lag ihre Wurzelkraft, die es auszubrennen galt?

Nun wußte er, daß er in Wien nichts mehr zu suchen hatte. Er mußte nach dem Süden, dorthin, wo der Baum des Unheils verankert war. Im Frühjahr 1512 zog der vierundzwanzigjährige Hutten über die Alpen.

3. Das politische Erwachen

„Ohne Führung, ohne Gesetz, besiegt, ausgeplündert, zerrissen“, so lag Italien nach den Worten eines seiner leidenschaftlichsten Patrioten da. Was war aus dem Mutterlande des glänzenden römischen Imperiums geworden? Eine bunte Karte, auf der die Landsknechte der Herren aller Länder ihre eisernen Würfel rollen ließen, ein Bündel sich untereinander auffressender Demokratien, Aristokratien, Stadt- und Landrepubliken. Alle standen sie im fremden Solde. Bald bekämpften sie sich untereinander, bald riefen sie Fremdmächte ins Land, bald kämpften sie mit Habsburg gegen Frankreich, bald mit Frankreich gegen Habsburg. Bald holten sie Schweizer, bald deutsche Landsknechte, bald Spanier herbei. Immer im Kampf unter sich, immer im Kampf aller gegen alle. Dazwischen gelagert der durch die Schenkungslüge entstandene Kirchenstaat, in dem der Papst die Karten mischte, um seine weltliche Macht zu stärken, um das Ziel aller Päpste zu verwirklichen, absoluter Herrscher über das ganze Abendland zu werden.

In diesem Zustand traf Hutten Italien, als er im April 1512 in Pavia anlangte, um an der berühmten Universität seine Studien fortzusetzen. Aber da war von studieren kaum die Rede. Um Pavia tobte der Kampf zwischen den in Norditalien eingedrungenen französischen Truppen und den vom Papst herbeigerufenen Schweizern. Die

Franzosen setzten den aus seiner kaiserlichen Gesinnung kein Hehl machenden Hutten gefangen. Als die Schweizer endlich Pavia erobert hatten, wurde er ein Opfer ihrer Plünderungen. Mit Not gelang es dem Elenden und Geschundenen, nach Bologna zu entkommen. Seine äußere Bedrängnis war so groß, daß er Kriegsdienste nehmen mußte.

Aber während er das Schwert schwang, ruhte sein Geist nicht. In der unfreiwilligen Muße der Gefangenschaft war ihm wieder die schmachvolle Schwäche des deutschen Kaisers zum Bewußtsein gekommen. Er sah, wie in Italien der Papst zum Schaden aller die Regie führte. Wie dieser seine Bundesgenossen nach Bedarf wechselte und Treu und Glauben mit Füßen trat. Vor Huttens Ankunft in Italien war Papst Julius der Zweite in der Gegend von Pavia gewesen und hatte die kriegerischen Handlungen selbst gelenkt. Der „Stellvertreter Gottes auf Erden" eisengepanzert, die Pechfackel schwingend, den Mord um seines weltlichen Machtanspruches willen eigenhändig leitend! Huttens Gehirn durchzuckten helle Blitze der Erkenntnis. War es nicht derselbe Papst, der den Ablaß- und Bullenhandel in Deutschland betrieb, der durch seine Beauftragten Deutschland aussog, dem deutschen Volk gegen bar Vergebung begangener und noch nicht begangener Sünden und die ewige Seligkeit dazu versprach? Da greift er zur Feder und überzieht den Seelenkrämer mit solchem Hohn:



ERASMUS VON ROTTERDAM, DAS HAUPT DER HUMANISTEN

„Julius, dieser Bandit, den sämtliche Laster beflecken,
Er verschlösse den Himmel nach Willkür diesem, und schlösse
Jenem ihn auf? Sein Wink beseligte oder verdammte?

Mut, Landsleute, gefaßt! Ermannen wir uns zu dem Glauben,
Daß wir das göttliche Reich durch redliches Leben erwerben;

Daß nur eigenes Tun, und nimmer der heiligste Vater,
Heilig uns macht; daß Tugend allein den Himmel uns aufschließt,
Nicht der Schlüssel Gewalt, mit denen der römische Gaukler
Klappert, und so das Volk, das arme, betrogne, sich nachzieht."

Die Epigramme gegen den Papst machten großes Aufsehen. Wer konnte sie geschrieben haben? Man riet hin und riet her. Und schließlich meinte man, diese ausgezeichneten Verse könnte nur der Führer der Humanisten, der berühmte Desiderius Erasmus, verfaßt haben. Aber Erasmus wehrte mit beiden Händen ab. Er fühlte sich durch den Realismus und die Kraft der Sprache verletzt. Seine unkämpferische Seele war durch die Huttensche Fanfare aufgeschreckt worden. Doch Huttens Herzschlag war durch Überlegungen und Rücksichten nicht zu dämpfen. Er sah die große Not seines Volkes, und kein Mittel schien ihm zu gering, kein Weg zu weit, kein Himmel zu hoch, um Hilfe herbeizuschaffen. Was sollte er nun noch in dem Lande, das zum Schemel der Kriegsknechte aller Länder Europas geworden war?

Seit langer Zeit überkommt ihn zum erstenmal wieder das Verlangen nach Hause. Die alte Burg, die ewigen Buchenwälder und, ach, die immer liebende Mutter ziehen ihn heimwärts. Nun fürchtet er auch den strengen Vater nicht mehr. Hat sich sein Ruf als Dichter nicht schon über das ganze deutsche Vaterland verbreitet? Kann der Alte ihm denn noch immer zürnen? O ja, der Vater verharrt

in seinem Zorn. Der Sohn wird auf Steckelberg kalt empfangen. Die „Narrenspossen“ des jungen Mannes gefallen dem Ritter immer noch nicht. Der Dichter ist sehr traurig, und nur die gütige Hand der zärtlichen Mutter lindert den Schmerz dessen, der Großes will und auch vor dem Zweifel der Nächsten nicht verzagen darf.

Da ereignete es sich denn, daß Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Erzbischof von Mainz ernannt wurde und den Ritter Eitelwolf vom Stein, den Freund aller Humanisten und Gönner Huttens, zu sich nahm. Eitelwolf wollte die Mainzer Hochschule zum Mittelpunkt des neuen Geistes erheben, und Hutten glaubte fest daran, daß es Eitelwolf gelingen werde, den Mainzer Erzbischof zum Schirmherren der neuen Richtung zu machen. Voller Hoffnung sandte er ein Gedicht an Albrecht, worin er die Hohenstaufenherrlichkeit den intriganten weltlichen Machenschaften des Papsttums gegenüberstellte.

Eitelwolf rief den Dichter nach Mainz. Hutten lernte hier zum erstenmal den durchreisenden Erasmus persönlich kennen. Seine Verehrung für den großen Humanisten war fast religiös. Er kannte noch nicht das Kleinmaß der Seele dieses eleganten und geistreichen Spötters, und da es Erasmus sehr angenehm war, einen Fürsprecher und Freund am Hofe des freigebigen Fürsten zu haben, so hütete er sich wohl, seiner Abneigung gegen den ihm viel zu stürmischen, bekennerischen Kämpfer Ausdruck zu

geben. Ein reger Briefwechsel zwischen den beiden ungleichen Männern folgt, und der schlaue Erasmus spart nicht mit Liebenswürdigkeiten und Lob für seinen begeisterten jungen Freund. Die humanistischen Studien gedeihen, angeregt durch Eitelwolfs und seiner gelehrten Umgebung fördernden Zuspruch, aufs beste, und Hutten fühlt seine poetischen Kräfte in der Anschauung der hellen und gesunden klassischen Literatur zusehends wachsen.

Da erschütterte ihn im Frühjahr 1515 mitten in seiner Emser Kur die Nachricht, daß sein Vetter Hans vom Herzog Ulrich von Württemberg meuchlings ermordet worden sei, weil dieser sich der Frau des in seinen Diensten stehenden Hutten bemächtigen wollte. Diese feige Tat bringt sein Blut zum Sieden. Ein Hutten meuchlings ermordet! Noch dazu von einem jener Fürsten, die den Ritterstand erniedrigen, das Reich durch Stärkung der Fürstenherrschaft immer weiter entmachten und die kaiserliche Zentralgewalt am liebsten ganz abschaffen oder an den Meistbietenden verkaufen würden!

Aus der Fülle seines grenzenlosen Zornes ruft er die mächtige und weitverzweigte Familie der Hutten, alle tapferen und rechtlich denkenden Ritter und Herren der deutschen Nation zum Kampf und zur Vertreibung des meuchelmörderischen Herzogs auf. Und so redet er diesen an:

„Du Schandfleck des schwäbischen Namens, ewige Schmach deines Volkes, durch Frechheit,

Frevel, Wut, Grausamkeit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, Bosheit, Unmenschlichkeit für alle Jahrhunderte gezeichnetes Scheusal, du hast über die Grenzen menschlicher Sitte hinaus gerast. Gewetteifert hast du um jeden Greuel. Nichts lag dir am Herzen, als wie du durch einen Inbegriff aller Verbrechen alle Bösen, die jemals gewesen, übertreffen mögest."

Es sei Aufgabe des Kaisers und der Fürsten, das Scheusal zu bestrafen. Zögerten diese aber weiter wie bisher, so sollten die Untertanen selbst zur Tat schreiten:

„Auf, ihr Schwaben, ergreift die Freiheit, nach der ihr so merklich verlanget. Ihr werdet nicht einen Räuber und Meuchelmörder als Fürsten dulden, ihr, deren Vorfahren nicht einmal Könige sich gefallen lassen wollten. Darum entsetzet der Herrschaft das blutige Untier; befreit andere von der Furcht, euch selbst erstlich vom Verderben, dann auch von der Schmach ..."

Schließlich wendet sich Hutten an den Kaiser Maximilian selbst:

„Gib uns Gehör, o Kaiser ... Rette, was von Deutschland noch übrig ist. Rechtfertige dein Zeitalter, deinen Ruf und Leumund!"

Doch das Fünklein, das Hutten hier entzündet hatte, sollte erst in späteren Jahren zur Flamme werden. Der Tag der Rache nahte nur langsamen Schrittes. Zu zerklüftet war Deutschland durch die dynastischen Interessen, zu verworren die Haus-

machtansprüche, als daß sittliche Anrufe allein Kaiser und Fürsten gegen Verbrechen in Bewegung gesetzt hätten. Hutten muß sich, wenn auch widerstrebend, zur Geduld bequemen. Und so nimmt er die Ruhe vor dem Sturm wahr, seine bereits früher begonnene Schrift „Niemand“ zu vollenden. Er hat sich mit allen gesellschaftlichen, politischen, konfessionellen und nationalen Fragen seiner Zeit gründlich beschäftigt. Er klagt, daß es nicht möglich sein soll, die Deutschen unter einen Hut zu bringen, daß das einstmals herrliche Rom heute eine Zwingburg der Pfaffenherrschaft sei, daß der Müßiggang und die Üppigkeit der Geistlichen überhandgenommen haben, daß das römische Recht immer mehr das alte deutsche verdränge und die Juristen alle Höfe überschwemmten! „Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Menschen aufkamen mit ihren vielen Bücherbänden; dazumal, als hier (nach Tacitus) gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze. Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen um so besser verwaltet wäre, je weiter diese Glossatoren davon sind. Da sehe nur einer jene Sachsen am Baltischen Meer, wie sie ohne Aufschub und ohne Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die genannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Gebräuche befragen: während hier eine Sache 20 Jahre zwischen 36 Doctoren hängen kann.“

Aber das Schicksal will es, daß Hutten nun zum zweitenmal über die Alpen gehen muß. Sein

Vater verweigert die Aussöhnung, solange der Sohn nicht ordentlich die Rechte studiert und sich nicht anschickt, den Doktorhut, am besten an der berühmten Universität in Bologna, zu erwerben. Auch in Mainz redet man ihm zu, sich dem Willen des Vaters zu fügen. Und so zieht er denn, von allen Seiten bedrängt, er, der Verächter des römischen wie des kirchlichen Rechtes, im Frühjahr 1515 über den schneebedeckten Brenner und kommt zur Fastenzeit in Rom an. Aber das päpstliche Rom erscheint ihm ein Höllenpfuhl. Er legt seine Eindrücke in folgendem Bilde nieder:

„Also sah ich sie denn, Roms halbzertrümmerte Mauern,
Wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft.
Sah den erhabenen Priester, o Freund, mit dem heiligen Rate,
Und Kardinäle, geschart, prächtig in schleppendem Zug.
Schreiber so viel und Troß von überflüssigen Menschen,
Die mit den Pferden zugleich wallend der Purpur bedeckt.
Tätig die einen im schandbaren Werk, die anderen leidend,
Unter dem heiligen Schein fröhnend der wildesten Lust.
Andre sodann, die selbst auch den Schein des Guten verschmähen,
Und mit erhobener Stirn Sitte verhöhnen und Zucht.
Welche mit Lust schlecht sind und mit Vollmacht; ach, und in deren
Joch das teutonische Volk leider so willig sich fügt.
Sie handhaben Verbot und Erlaubnis, schließen und öffnen,
Und wie es ihnen beliebt, teilen den Himmel sie aus.
Römer und Römerinnen nicht mehr; voll Üppigkeit alles,
Alles, wohin du auch blickst, voll der verworfensten Lust.
Und das alles in Rom, wo Curius einst und Metellus
Und Pompejus gelebt: o der veränderten Zeit!
Drum dem Verlangen entsage, mein Freund, nach der heiligen Roma:
Römisches, welches du suchst, findest in Rom du nicht mehr."

Und im Hinblick auf das vom Papsttum ausgesogene Deutschland fragt Hutten:

„Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen,
Einzusehen, wie ganz Rom es zur Beute gemacht?
Wann doch kommt es dahin, daß um Gold man bleierne Bullen
Anderen Völkern vielleicht, nur nicht dem deutschen, verkauft?"

Hutten erkannte, daß die Vatikanstadt nicht die Luft war, in der er leben und arbeiten konnte. Wenn ihn auch die Mordbuben, die Herzog Ulrich von Württemberg bis nach Rom gegen ihn ausschickte, nicht erschrecken konnten, so schien es ihm doch geraten, Rom gegen Bologna so schnell wie möglich zu vertauschen. Ein Zufall beschleunigte seinen Entschluß. Die Franzosen hatten unter ihrem jungen König Franz einen erfolgreichen Einfall in Italien gemacht. Kaiser Maximilian mußte sich mit seinen ungenügenden Streitkräften zunächst zurückziehen. Huttens Herz krampft sich voll Schmerz und Wut zusammen. Als er eines Tages von Rom nach Viterbo reitet und über die jüngste Schmach seines durch Uneinigkeit geschwächten Vaterlandes nachdenkt, begegnen ihm fünf ruhmredige französische Kriegsleute, die sich über seinen Kaiser Maximilian lustig machen. Da übermannt Hutten der ehrliche deutsche Zorn. Einer gegen fünf! Aber er achtet der Überzahl nicht. Sein Schwert fliegt aus der Scheide. Der nächste und lauteste der Frevler sinkt, von Huttens Schwert durchbohrt, zu Boden.

Die anderen vier ergreifen nach kurzer Fortsetzung des Gefechts, in dem der deutsche Ritter im Gesicht verwundet wird, die Flucht. Nun weiß er, daß seines Bleibens in Rom nicht mehr sein kann, und er zieht nach Bologna, wo er auch wirklich einige juristische Studien treibt.

Aber inmitten der römischen Paragraphen bricht sein deutsches Herz mit elementarer Gewalt hervor. Er entflieht der fremden Formenwelt, und zum erstenmal entströmen seinem Munde, der bisher nur lateinisch gesungen, deutsche Verse, Verse seiner armen mißhandelten Muttersprache, unbeholfene, schüchterne Kinder eines sich behutsam auf diesem neuen Felde vorwärts bewegenden Schöpfers. Und in demselben Maße, in dem er sich nun seinen Weg als deutscher Schriftsteller durch die Geschichte bahnt, wächst auch sein Bewußtsein, mit dem deutschen Schicksalskampfe auf Leben und Tod verbunden zu sein.

In Bologna erfährt er, daß der Vater des ermordeten Hans Hutten inzwischen in den Tod eingegangen ist. Wieder flammt die Leidenschaft Ulrichs hoch. Wieder wendet er sich an das deutsche Gewissen und die deutschen Mächtigen, wieder klagt er die Feigen und die Erbärmlichen an. Einige Fürsten und ihre Knechte sind empört. Der Würzburger Bischof läßt die jüngste Huttensche Klageschrift auf offenem Markte vernichten. Hutten bleibt dem Päpstling die Antwort nicht schuldig. Der Herzog von Württemberg schickt wieder Mord-

buben gegen Hutten aus. Willibald Pirkheimer, der Nürnberger Humanist und Kriegsmann, warnt ihn. Aber Hutten lacht nur der Gefahr. In diesen Tagen ändert er seinen Lebensspruch, der bis dahin „Redlich ohne Prunk“ geheißen hatte, in „Ich hab's gewagt“.

Nun weiß er, daß sein Element die Schlacht ist, die große Schlacht um Deutschlands Einheit und Freiheit. Daß er die Burg des Papismus und seiner Trabanten berennen muß, daß es Bundesgenossen zu sammeln gilt, daß er zum Herzen des einzigen vordringen muß, der sein Vaterland wieder groß und stark machen kann, zum Herzen seines Kaisers.

Oh, sein Kaiser! Einst hatte Hutten die Worte niedergeschrieben:

Wenn nur der Kaiser indes Taten um Taten vollbringt!

Taten statt Worte! Hutten lechzte nach dem Großen. Zwar hatte er sich neue Sporen im Kampf gegen die Dunkelmänner erworben, und in den berühmten „Epistolae obscurum virorum“ funkelte und gleißte es vom Glanz seines Geistes. Aber was war das gegen die erlösende Tat, die allein den großen Wandel zu vollbringen vermochte?

Ende Juni 1517 trat Hutten seine Rückreise nach Deutschland an. In Augsburg erwartete ihn der Humanist und Patrizier Konrad Peutinger, der ihm sein Haus gastfreundlich zur Verfügung

stellte. In Huttens Seele war Hochzeit, als er hörte, daß auch sein Kaiser Maximilian gerade in Augsburg weilte. Peutinger brachte in einer ansehnlichen kaiserlichen Veranstaltung die Rede auf Hutten, erinnerte Maximilian an die zu seinen Ehren geschriebenen Epigramme und vergaß nicht zu erwähnen, daß der Ritter den fünf gallischen Schmähhähnen im Vorjahre für seinen Kaiser den Garaus gemacht habe. So beschloß Maximilian denn, Hutten zum Dichter zu krönen. Die liebliche Constanze, Peutingers schönes und hoffnungsreiches Kind, flocht den Lorbeerkranz. Der Patrizier führte seinen Gast in feierlichem Geleit dem Kaiser zu. Und am 12. Juli 1517 setzte ihm Maximilian vor versammeltem Hofstaat den Kranz aufs Haupt.

Hutten hatte in seinem reichen Glück die Hand des Mannes auf sich ruhen gefühlt, auf dessen Stärke er seine edelsten vaterländischen Hoffnungen setzte.

4. Der Papst ist der Feind

Als vom Kaiser gekrönter Dichter und mit dem damit verbundenen Recht, an allen Hochschulen in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, konnte Hutten es wohl wagen, seinem Vater unter die Augen zu treten, wenngleich er dessen Erwartungen auf den juristischen Doktorgrad enttäuscht

hatte. Und so zog er nach Besuchen bei Pirkheimer in Nürnberg und bei dem Humanisten Jacob Fuchs in Bamberg auf Burg Steckelberg ein. Der Alte konnte seinen Stolz auf die seinem Sohn zuteil gewordene kaiserliche Ehrung schwer verbergen. Auch hatte er sich über den schneidigen, lauten Widerhall findenden Kampf Ulrichs um die Wiederherstellung der vom Herzog von Württemberg angegriffenen Familienehre sehr gefreut.

Es war in den letzten Monaten des Jahres 1517. Ein harter Winter lag auf dem Lande, und Hutten fand am leuchtenden und wärmenden Kaminfeuer der väterlichen Burg genug Muße, das römische Erlebnis in sich zu verarbeiten. Seine furchtbaren Eindrücke waren zum Schluß noch durch folgendes Ereignis vermehrt und vertieft worden:

Kurz vor seinem Aufbruch aus Bologna war ihm eine Schrift des italienischen Humanisten Laurentius Valla in die Hände gefallen, in der dieser den Nachweis führt, daß die Donatio Constantini, die sogenannte Konstantinische Schenkungsurkunde, nach der der sterbende Kaiser Konstantin dem Papst Sylvester dem Ersten die Herrschaft über Italien und das ganze Abendland vermacht habe, eine Fälschung des Papstes Stefans des Zweiten aus dem achten Jahrhundert ist. Das ganze Mittelalter hatte aus diesem Betrug gelebt. Kaiser und Könige hatten

sich angesichts dieser Vorspiegelung falscher Tatsachen dem Papst vor die Füße geworfen, ganze Reiche waren durch diese lügenhafte Irreführung eines mit dem Heiligenschein umgebenen Betrügers zugrunde gegangen, der gesunde weltliche Boden war zerstört und der Himmel verpestet worden.

Als Hutten die Schrift Vallas gelesen hatte, fand er in seinem Kampf gegen das Papsttum die letzte, volle moralische Rechtfertigung. Und die Muße auf Steckelberg diente ihm dazu, diesem Betrug eine besondere Schrift zu widmen, die er mit Hohn dem seit vier Jahren amtierenden Papst Leo dem Zehnten selbst widmete.

Was ihn als deutschen Mann am leidenschaftlichsten empörte, war die Tatsache, daß die Betrugsurkunde scheinbar ganz auf die Gutgläubigkeit der redlichen Deutschen eingestellt war, von denen die klerikalen Betrüger behaupteten, sie hätten kein Hirn. Ist es angesichts dieser Tatsache verwunderlich, daß Huttens Haß wie eine verzehrende Flamme gegen das Gebäude der Hierarchie auflodert? Als Luther, ungefähr zwei Jahre nach dem Anschlagen seiner 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, die Huttensche Schrift liest, schreibt er an seinen Freund Spalatin, daß ihm nunmehr der Papst als der wahre Antichrist erscheine.

In Mainz, wo die Humanisten immer noch stattlich vertreten waren, Huttens Vetter Frowin als Marschalk und sein Freund Heinrich

Stromer als kurfürstlicher Leibarzt wirkten, hatte man den Wunsch, Hutten an den Hof zu ziehen. Der Kurfürst und Erzbischof seufzte schwer unter den römischen Abgaben, der Ablaßhandel bereitete ihm zusehends Sorgen, und so war seine Stimmung für Rom gedämpft und er wohl geneigt, einem kämpferischen Antirömling Unterschlupf zu gewähren. Hutten mochten von den ihm befreundeten humanistischen Hofleuten weitgehende Hoffnungen auf den antipapistischen Kampfwillen Albrechts gemacht worden sein, und so zog er noch vor Schluß des Jahres 1517 nach Mainz.

Sofort ist er in einer diplomatischen Mission als kurfürstlicher Rat nach Frankreich unterwegs. Nach Mainz zurückgekehrt, erfährt er von rohen Ausschreitungen des Ketzermeisters Hochstraten gegen seinen Freund, den Grafen von Neuenahr. Schnell greift der ritterliche Hutten ein, um den deutschen Humanisten gegen seinen papistischen Feind und die Finsterlinge zu verteidigen. Es sei unbegreiflich, was sich die Deutschen von den von Rom dirigierten Ordensbrüdern bieten ließen. Wenn diese erst „jene Burg ihrer Frechheit, die Kanzel, bestiegen haben", sei kein Mensch und kein Rang mehr vor ihren Lästerungen sicher.

Jetzt trat auch Martin Luther zum erstenmal in den Gesichtskreis Huttens, der Albrecht auf einer Inspektionsreise in seine sächsischen Diözesen begleitet hatte. Er lernte den Streit um die richtige

Auslegung der Bibel aus nächster Nähe kennen. Aber das berührte seine nationalen Interessen, aus denen er den Kampf gegen den Papst, den Unterdrücker und Ausbeuter seines Vaterlandes, führte, wenig. Er sah in dem Streit der Richtungen nur ein Mönchsgezänk und begleitete es mit der Aufforderung: „Fresset einander, damit ihr voneinander gefressen werdet!" Was ging ihn dieser in den Fängen der Scholastik hängende Streit um Worte an? Sein Blick war auf das Reich, auf das aus vielen Wunden blutende Vaterland gerichtet, das er aus den Polypenarmen einer betrügerischen Hierarchie befreien wollte.

Der Türkensultan Selim der Erste machte gerade wieder Miene, Deutschland zu bedrohen. Papst Leo der Zehnte erblickte darin eine neue Gelegenheit, sich unter der Parole „Schutz der Christenheit!" in deutsche Verhältnisse einzumischen, Gelder zu sammeln und sich zum Schirmherrn des Abendlandes zu machen. Da wehrt Hutten in einer großen Türkenrede mit Entschiedenheit ab. Die Deutschen hätten als kriegsbewährtes Volk keine Ursache, sich von einem Pontifex Ratschläge erteilen zu lassen. Was ihnen notwendig wäre, das sei allein Einigkeit, einmütige Unterwerfung unter den Willen des obersten Kriegsherrn, des Kaisers. Alles andere käme dann von selbst. Ohne Einigkeit müsse Deutschland auch ohne die Türken zugrunde gehen. Der Kampf der Fürsten untereinander sei ein Kampf gegen das Volk. Er müsse

aufhören, denn die Erfolge dieses Kampfes seien geringer als der Nutzen, der aus der Einigkeit aller Glieder der Nation entstehen würde. Das Volk wolle sich gern beherrschen, aber nicht verderben lassen. Und wie ein Künder des großen Bauernkrieges fährt er fort:

„Wenn ihr mir kein Gehör gebt, so fürchte ich, wird diese Nation etwas sehen, das ihrer nicht würdig ist. Denn wenn die Sache einmal zum Volksaufstand kommt, dann wird man keinen Unterschied mehr machen, nicht mehr fragen, wieviel jeder, oder überhaupt, ob einer geschadet habe, und an wem Rache zu nehmen sei. Mit den Schuldigen wird es die Unschuldigen treffen, und ohne Rücksicht, blindlings, wird man wüten."

Dann klagt Hutten, daß die Deutschen ihre großen Kräfte im Kampf um nachgeordnete Dinge verbrauchten, daß sie viel zu wenig an die Erhaltung des Reiches, gar nicht an seine Vermehrung dächten: „So bleibt unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos, und unsere Nachbarn lassen uns wohl für gute Kämpfer, aber nicht für tüchtige Krieger gelten. Und das ist nicht der Soldaten, sondern vorzugsweise der Führer Schuld. Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, es schlagen große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen: aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Tatendurst verkommt im Dunkeln."

Als Huttens humanistische Freunde die mutige und erkenntnisreiche Rede lasen, befiel sie Furcht vor den Folgen. Hutten fühlte zum erstenmal, wie er seinen Weg nun wohl unter Zurücklassung vieler alter Kampfgenossen allein weitergehen müsse.

Er ist zur Zeit der Unterredung Luthers mit dem päpstlichen Legaten Cajetan in den Oktobertagen des Jahres 1518 ebenfalls in Augsburg. Aber Krankheit und Abneigung gegen das Bibelauslegungsgezänk halten ihn ab, sich in den Streit einzumischen. Dagegen verfolgt er die Verhandlungen des Augsburger Reichstages mit großer Spannung. Und an seinen Meißener Freund Julius von Pflugk schreibt er: „Was anderes müssen wir wünschen, als daß jetzt eben Deutschland sich erkennen möge?"

Hutten überkommt in diesen Tagen ein lebhafter Widerwille gegen das leere Formenwesen des Hoflebens. Gegenüber Konrad Peutinger in Augsburg klagt er: „Ich bin jener Dinge äußerst satt: des Dünkels der Hofleute, der glänzenden Besprechungen und ellenlangen Begrüßungen, der hinterlistigen Unterredungen und des leeren Dunstes." Und seinem Nürnberger Freunde Willibald Pirkheimer versichert er, es sei sein Ehrgeiz, den angeborenen Adel durch Verdienst sich erst wirklich zu erwerben. Er fühlt seine Kräfte wachsen, und in seinen hoffnungsstrahlenden Augen schreitet das große deutsche Volk einer helleren und schöneren Zukunft entgegen:

„O Jahrhundert! O Wissenschaften!“ so schließt der Brief. „Es ist eine Freude zu leben, wenn auch noch nicht, sich zur Ruhe zu setzen, mein Willibald. Es blühen die Studien, die Geister regen sich: Du, nimm den Strick, Barbarei, und mache dich auf Verbannung gefaßt!“

Als er dies geschrieben, steigt er aufs Pferd und reitet zu seiner väterlichen Burg hinauf und nimmt die Türkenrede, die ihm seine Freunde aus Angst vor dem Druck verstümmelt hatten, stellt ihren ursprünglichen Wortlaut wieder her und fügt eine Ergänzung bei, an deren Schluß diese Worte stehen:

„In der Tat, wenn es einen gibt, welcher die deutsche Freiheit so vernichtet wünscht, daß wir gegen kein Unrecht, keine Schmach mehr Einrede tun dürfen, der möge zusehen, daß nicht jene so geknebelte und fast erwürgte Freiheit einmal, zu der Unterdrücker größtem Schaden, plötzlich ausbreche und sich wieder herstelle. Wieviel klüger wäre es, verständig angesehen, wieviel geratener selbst von dem Standpunkte unserer Unterdrücker aus, ihr immer noch etwas Atem zu lassen und sie nicht gar zu eng zusammenzupressen, als es dahin zu treiben, daß sie im Gefühl der drohenden Erstickung sich gewaltsam durch einen zerstörenden Ausbruch Luft machen muß. Denn einfangen und leicht binden läßt sie sich wohl, zumal wenn es einer geschickt und schlau anzugreifen weiß; umbringen und abschlachten aber läßt sie sich nicht, und sie ganz zu

vernichten, ist unmöglich. Darum möge man uns freiwillig etwas Freiheit geben, damit wir uns nicht mit Gewalt alles nehmen. Obwohl es nur wenig ist, was ich mir herausgenommen habe: nämlich einen gerechten Schmerz nicht ohne Ausdruck zu lassen, und dem gemeinsamen Unwillen des Vaterlandes ein bescheidenes Wort zu leihen. Also Mut! ... und ihr, denen des Vaterlandes Freiheit am Herzen liegt, die ihr Deutschlands Ehre erkennet und noch nicht ganz dem Aberglauben verfallen seid, leset, waget Ähnliches und lebet wohl!"

5. Hoffnung auf den Kaiser

Am 12. Januar 1519 war Kaiser Maximilian gestorben. Länger als fünf Monate blieb das Reich ohne Führer. Die Fürsten nutzten diese Zeit, je nach dem Grade ihres Mangels an Reichsverantwortlichkeit, um ihre Macht zu stärken. In der Front dieser Feinde Deutschlands bewegte sich auch der Mörder Hans von Huttens, Herzog Ulrich von Württemberg. Die Gelegenheit nutzend, überfiel er die kaiserliche Reichsstadt Reutlingen, machte sie zur württembergischen Landstadt und vermehrte damit seine Hausmacht. Aber Reutlingen war Mitglied des Schwäbischen Bundes, und dieser sammelte Truppen gegen den Landfriedensbrecher.

Jetzt war auch für die Familie Hutten die Stunde gekommen, den Meuchelmörder zu strafen. Unter den fränkischen Rittern, die in großer Zahl mit ihren Reisigen den Truppen des Schwäbischen Bundes zuströmten, befanden sich die Huttens in vorderster Linie. Ulrich von Hutten verläßt sofort Mainz, rüstet sich mit Pferden und Waffen aus und reitet auf die Ebernburg zu Franz von Sikkingen, einem der mächtigsten Reichsritter, der es mit manchem Fürsten an Macht und Ansehen aufnehmen konnte und in dem gegründeten Ruf stand, den Künsten und Wissenschaften geneigt zu sein. Beide Männer fühlten sich auf mannigfaltige Weise zueinander hingezogen. Beiden war das Vaterland teuer, beide empfanden Schmerz über den Verfall der deutschen Kaiserherrlichkeit, beide haßten die reichsfeindliche Macht des Papstes.

Hutten hatte kurz zuvor seinen Dialog „Das Fieber“ fertiggestellt, den er nun in den Spätwintertagen des Jahres 1519 seinem Freunde vorlas. Er hatte vor einigen Monaten in Augsburg den päpstlichen Legaten Cajetan kennengelernt, einen der schlimmsten Verächter deutscher Art und Sitte, der die Deutschen nur als Gegenstand der päpstlichen Steuerausbeutung betrachtete und im Auftrage Leos des Zehnten den Zwiespalt unter ihnen nach Kräften schürte. Hutten rührte mit dieser Arbeit gegen den päpstlichen Sendling so stark an den nationalen Lebensnerv Sickingens, daß



DER JUNGE KAISER KARL V. ALS KÖNIG VON SPANIEN

dieser begeistert nach einer deutschen Übersetzung der kleinen Schrift verlangte, die Hutten bereitwilligst herstellte. Als er damit fertig war, hört er, daß Franz der Erste von Frankreich sich anschicke, mit Heeresmacht dem Herzog von Württemberg zu Hilfe zu kommen. Hutten warnt ihn. Wer unglücklich kämpfen wolle, müsse mit den Deutschen kämpfen. Noch niemand habe über Deutsch-

land einen erfreulichen Sieg davongetragen. Franz der Erste zieht es vor, dem Kampf aus der Ferne zuzusehen.

Am 28. März bricht das Bundesheer, dessen Fußvolk Georg von Frundsberg führt, zum Kampf gegen den Württemberger los. Unweit Kirchheim stößt Franz von Sickingen mit 789 Reitern zu, unter denen sich auch Hutten befindet. Am 7. April wird Stuttgart genommen. Am 25. April ergibt sich Tübingen, nach fünftägiger Beschießung die Festung Asperg.

Hutten und Sickingen reiten und kämpfen am Tage Schulter an Schulter, nachts schlafen sie in einem gemeinsamen Zelt. Sie freuen sich zusammen der Verjagung des verbrecherischen Herzogs und der Befreiung des Landes aus seinen unsauberen Händen. Huttens Begeisterung für Sikkingen ist grenzenlos. An Erasmus schreibt er:

„Ein Mann, wie Deutschland lange keinen gehabt hat, und von dem ich hoffe, daß er dieser Nation einmal noch zu großem Ruhme gereichen werde. Nichts bewundern wir an den Alten, dem er nicht eifrig nachstrebte. Er ist klug, ist beredt, greift alles rasch an und entwickelt eine Tätigkeit, wie sie bei einem Oberanführer erforderlich ist... Gott möge den Unternehmungen des tapferen Mannes beistehen!"

Erasmus, von dem Leopold von Ranke schreibt: „Ein kleiner blonder Mann mit blauen, halbgeschlossenen Augen voll Feinheit der Beob-

achtung, Laune um den Mund, von etwas furchtsamer Haltung; jeder Hauch schien ihn umzuwerfen, er zitterte bei dem Worte Tod", dieser Erasmus hatte kein Gefühl für den Drang Huttens, auch sein leibliches Leben für die Ehre Deutschlands und aller seiner Glieder einzusetzen. Er antwortete vorsichtig lobend und schloß: „Wenn du mir Gehör gibst, so wirst du den Musen ihren Hutten erhalten."

Bald nach der Vertreibung des Württembergers war der Fürstenstreit um die Wahl des neuen deutschen Königs beendet worden. Papst Leo der Zehnte hatte alle Register gezogen, um Franz dem Ersten von Frankreich die deutsche Krone zuzuschanzen. Besonders heftig hatte er den Reichsverweser für das nördliche Deutschland, Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen, mit Versprechungen bearbeiten lassen. Im deutschen Südwesten war es der kurfürstliche Erzbischof von Trier, der die Rolle des Landesverräters im Auftrage Leos mit allen Mitteln zum Erfolge zu führen versuchte. Aber nach einigen Schwankungen wurde Karl, der Enkel Maximilians, am 28. Juni 1519 in Frankfurt a. M. nicht zuletzt durch Sickingens großen moralischen und materiellen Einfluß zum König der Deutschen gewählt. Karl war spanisch erzogen worden, und sein Lieblingsaufenthalt waren die Niederlande. Aber er war der Enkel Maximilians, hatte also vom Vater her deutsches Blut in seinen Adern, und so setzte man in Deutschland große Hoffnungen auf ihn, zumal er vor

seiner Wahl alles versprach, was man von ihm verlangte, und von seinen Gesandten unterschreiben ließ.

Auch Hutten, der seinen alten Kaiser Maximilian so sehr verehrt hatte, übertrug Liebe und Glauben auf dessen Enkel. Er war fest entschlossen, von nun an noch lauter und überzeugender seine Stimme gegen die päpstliche Herrschaft in Deutschland zu erheben, in der er den Grund der deutschen Ohnmacht und Zerrissenheit sah. Den Verderber und seine Helfer weiter zu entlarven, schrieb er ein zweites Fieber-Gespräch „Das andere Fieber". Er verlangt, daß die Geistlichkeit in Deutschland der weltlichen Macht entkleidet werde, die sie zum Schaden der deutschen Nation ausübe. Er will König Karl überreden, daß er die Geistlichkeit „von dem Müßiggang, von der Trägheit, der Unkeuschheit, Völlerei, Eitelkeit und ihrem bösen Leben abziehe und sie heiße Priester sein, die allein geistlicher Dinge pflegen und sich der weltlichen ganz entschlagen; daß er sie anweise, daß sie nicht aus der Geistlichkeit eine Täuschung machen und allein auf Gewinn denken ...; denn einem gerechten obersten Richter komme es zu, nicht zu leiden, daß zum Schaden des gemeinen Nutzens so lose, unnütze Leute in Müßiggang und Trägheit gehalten und nicht allein ernährt, sondern auch zu Häuptern und Herrschern gemacht werden. Siehst du nicht, wie sie stolz herrschen? Und wiewohl der größte Teil das allerböseste Leben führt, nennen sie sich doch

die heilige christliche Kirche, und als wären sie von Gott, wollen sie Kleriker genannt sein, während doch niemand weiter ab von Christo lebt als sie. Aber sie maßen sich diese Titel an, üben eine Tyrannei über die Fürsten der Welt und haben sich das christliche Volk so unterwürfig gemacht, daß es den geringsten unter ihnen ‚Herr' grüßen muß... Aber man muß zuerst Rom, solcher Dinge Haupt, reinigen."

Kurz vorher hatte die sogenannte Disputation Luthers mit Eck, dem Theologieprofessor in Ingolstadt, auf der Pleißenburg stattgefunden. Hutten hatte inzwischen erkannt, daß seine humanistische Gefolgschaft desto kleiner wurde, je kräftiger das nationalpolitische Element in seinem Kampf zutage trat. Die Unerschrockenheit des Wittenbergers gefiel ihm. Er sah, wie große Teile des deutschen Volkes sich dem tapferen Mann neigten, und fühlte durch Bibelauslegung und Wortstreit hindurch die deutsche Urkraft, die sich gegen das papistische Joch aufbäumte. Zwar kannte Luther nicht die Gegenüberstellung von Staat und Kirche, von Nation und Christenheit. Er war noch ganz befangen im christlichen Universalismus des Mittelalters. Aber Hutten spürte, daß aus dem Blut dieses sächsischen Bauern heraus sich die Zeichen kommender nationaler Freiheitskämpfe gegen die Deutschland feindliche Hierarchie kündeten, und entschlossenen Sinnes schwenkte er in die Front der reformatorischen Bewegung ein.

Im Januar 1520 zieht Hutten zu seinem Freund Franz von Sickingen, der sich gerade auf seiner Burg Landstuhl aufhielt, um ihn für die Sache Luthers zu gewinnen. Sickingen war bereits durch einen Grafen von Solms auf Luther aufmerksam gemacht worden. Er haßte die Papisten, ihre scholastischen Spitzfindigkeiten und ihr reichsfeindliches Treiben. Darum neigte er der Huttenschen Rede willig sein Ohr und forderte seinen Freund und Kampfgenossen auf, Luther zu schreiben, daß er ihm Hilfe und Herberge bieten wolle, wenn er von seinen Feinden bedroht werde.

Hutten machte sich in diesen Tagen große Hoffnungen, mit Luther in kürzester Frist zusammenzukommen. Und es ist schwer abzuschätzen, welche Entwicklung die evangelistisch-reformatorische Bewegung genommen, wenn sie von den national-revolutionären Impulsen Huttenschen Geistes unmittelbar befruchtet, angetrieben und aus der Duldungssphäre hausmacht-politisch interessierter Fürsten auf die Ebene einer die ganze Nation von unten auf in Bewegung setzenden Volksbewegung geführt worden wäre. Aber Luther meinte, daß das „Wort" die Welt überwunden habe und daß darum das „Wort" der weltlichen Hilfe nicht bedürfe. Trotzdem empfand er Freude an dem Beifall des berühmten fränkischen Ritters und Genugtuung über die Hilfe, die ihm Franz von Sickingen anbot.

Hutten aber war inzwischen ganz von der Idee

bezwungen, daß das gesamte deutsche Volk sich gegen die papistische Sklaverei erheben und ihr den Garaus machen müsse. Eine kurze Muße auf Burg Steckelberg benutzte er dazu, seine bisher schmetterndste vaterländische Fanfare „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit“ herzustellen, in der die gemeinsame Not aller Deutschen aufschrie und die Nation zum Kampf, zur Befreiung von der Papstherrschaft gerufen wurde. Und so klang es schwerterklirrend aus dem kleinen Buch hervor:

„Wie könnte man verächtlicher und schmählicher ein Volk unterdrücken, dem die ganze Welt zu regieren gebührt und zu regieren gegeben ist? Gleich, als hätten sie uns im Kriege mit den Waffen bezwungen und dienstbar gemacht!“ Hatte der päpstliche Legat auf dem Augsburger Reichstage die Deutschen doch Stallknechte Roms genannt, der Gewalt noch den Spott hinzugefügt. „Es erhält keiner in Deutschland eine gute Pfründe, er habe denn in Rom darum gedient, oder sie mit Gift und Gaben erworben oder für Geld von den Fuggern (die im Auftrage des Papstes den Handel mit geistlichen Lehen betrieben — Sch.) erkauft.“ Ja, dieser Schändliche sei sogar so weit gegangen, daß er den jungen König Karl in einer deutschen Fürstenversammlung „zum Regieren an Leib und Seele untauglich genannt und allen Fleiß angewandt habe, daß er uns ein französisches Joch auferlege, des Reiches Würde und Herrlichkeit von uns nähme und uns in eine schmähliche Dienstbar-

keit bringe..." „Als ich einmal zu Rom mit einem von den allergrößten Buben ... sprach und ihn ermahnte, daß er sich ein wenig schicklicher und ziemlicher benehmen sollte, da höre, welche höhnische und verächtliche Antwort er mir gab: ‚Man soll', sagte er, ‚den Barbaren nicht nur kein Geld geben, sondern auch, wenn man es bei ihnen findet, es ihnen mit List und Gewalt abnehmen' ... Hast du je gemeint, daß man sich in Rom der Schande schäme und sich darüber entfärbe?" Wenn doch „alle Deutschen einträchtig mit Ernst und mit der der deutschen Art eigenen Standhaftigkeit das römische Joch abwürfen, sich der Bürden, die nicht allein schwer zu tragen, sondern auch schändlich zu dulden sind, entlüden und wieder ihre alte Freiheit annähmen!" ... Trotz allen Aberglaubens: „Es wird doch geschehen!" Die gegenwärtige Schmach ist zu groß. „Ich kenne keinen Unterschied, ob Deutschland mit Eisen, Blei oder anderem Metall überwunden wird, als den, daß wir uns schämen müßten, daß wir unüberwindlich gegen Stahl und Eisen, mit bleiernen Schwertern bezwungen werden ... Wird es je dazu kommen, daß man mit der Hand an die Sache will, dann sollst du mich nicht mehr scherzen sehen." Der Kampf mit dem schwäbischen Tyrannen sei eine nur ihn selbst und seine Sippschaft betreffende Angelegenheit gewesen, „dieses aber ist eine gemeinsame des Vaterlandes".

Im Vorjahr hatte Hutten in der Fuldaischen

Stiftsbibliothek eine alte Schrift des Naumburger Bischofs Walram aus dem Jahre 1093 gefunden, worin der Verfasser für König Heinrich den Vierten gegen Papst Gregor den Siebenten Partei ergreift. Diese Schrift hatte Huttens Zorn gegen die den Deutschen vom Papst zugefügte Schmach wieder mächtig angeregt. Er versah sie mit einem Vorwort für Karl den Fünften, und da dieser gerade in Spanien weilte, unterbreitete er sie dessen Bruder Ferdinand, der Karls Vertreter in Deutschland war. In dem Huttenschen Vorwort heißt es, „daß, während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun diese Weichlinge, Sklaven der Wollust und Völlerei, ein faules, weibisches, mut- und markloses Gesindel, nicht bloß dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, selbst schmählich darben, ihnen, gleich als hätten sie uns im Kriege überwunden, Tribut bezahlen und unsere Erbgüter an sie verschwenden."

Diesem elenden Zustand sollen der König und sein Bruder ein Ende bereiten.

Huttens Schriften schlugen wie das Feuer in einen trockenen Busch ein. Begeisterung und Haß strömten ihm aus allen deutschen Landen zu. Der Ingolstädter Theologieprofessor Dr. Eck eilte nach Rom, um den Bannfluch gegen den kühnen Ritter zu erwirken. Aber Hutten läßt das Pfaffentreiben

kalt. Er, der der deutschen Sache verhaftete Herold, der furchtlose Kämpfer, hofft auf seinen König Karl, den Enkel Maximilians. Er beschließt, ihn persönlich zu gewinnen. Und als er hört, daß Karl in den Niederlanden ist, steigt er zu Pferde, um sein Vorhaben zu vollführen. Kurz vorher hatte er an Luther geschrieben: „Befreien wir das unterdrückte Vaterland!“ In Wittenberg setzte man große Hoffnungen auf das Huttensche Unternehmen.

In Löwen traf Hutten Erasmus, der ihn mit Empfehlungsschreiben versah, ihn aber gleichzeitig vor dem Kampf mit der Priesterherrschaft warnte. In Brüssel fand er Karl bzw. seinen Bruder Ferdinand hinter einer Mauer von Pfaffen aller Grade und aller Nationen. Hutten erhält sofort Warnungen vor Gift und Dolch. Er fürchtet sich vor den Meuchelmördern nicht. Er weicht nicht. Aber die Mauer um den König ist unübersteigbar. So bleibt ihm nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache umzukehren. Auf der Rückreise, die er zusammen mit zwei Knechten antritt, begegnet ihm in der Nähe von Löwen der Kölner Ketzermeister Hochstraten, jener gottverdammte Dunkelmann, der deutsche Männer brennen läßt, wenn sie sich nach ihrem deutschen Gewissen entscheiden. Als er den Elenden gewahr wird, zieht er sein Schwert und schreit ihn an: „Endlich fällst du in die rechten Hände, du Scheusal! Welchen Tod soll ich dir nun antun, du Feind alles Guten

und Widersacher der Wahrheit?“ Als er aber die feige Kreatur sich am Boden winden sieht, wendet er sich voll Ekel ab. Er will sein ritterliches Schwert nicht mit dem Blut dieses Jämmerlings besudeln. „Das aber wisse“, ruft er ihm im Weiterreiten noch zu, „daß viele Schwerter auf deine Kehle zielen, und dein Untergang eine ausgemachte Sache ist.“

Als Hutten an den Rhein zurückkehrt, hört er, daß der Papst mehrere deutsche Fürsten aufgefordert hat, ihn gefesselt nach Rom zu schaffen. König Karl hatte die päpstliche Aufforderung bekommen, den Ritter, wo es auch sei, greifen zu lassen. Und Albrecht von Mainz, der Dienstherr Huttens, hatte noch ein besonderes Handschreiben des Papstes erhalten, „gegen einen so frechen Lästerer mit scharfer Strenge einzuschreiten“. Albrecht, der kurz vorher Hutten für seine Reise an den königlichen Hof mit einer stattlichen Summe versehen hatte, zog nun die Hand von seinem kurfürstlichen Rat zurück.

Hutten, in höchster Gefahr und doch von dem unbeugsamen Willen beseelt, Deutschland von der schmachvollen Unterjochung durch den Papst und seine willfährige Internationale zu befreien, reitet im September 1520 in dem Winkel zwischen Alsenz und Nahe hinauf zur Ebernburg Franz von Sikkingens, um von dort aus neue Versuche zu unternehmen, alle Männer deutscher Nation zum Sturm gegen die entehrende Fremdherrschaft zu sammeln.

6. Bündnis mit Franz von Sickingen

Franz von Sickingen empfing Hutten mit offenen Armen. Die Ebernburg, unweit Kreuznach, lag auf einem steilen Felsen, war geräumig und stark befestigt. Sie gewährte einen guten Schutz. Zudem war Franz von Sickingen einer der mächtigsten Ritter des Reiches, der in ausgedehnten Fehden viele Große, darunter den Herzog von Lothringen, geworfen hatte. König Karl von Österreich und Spanien und Franz der Erste von Frankreich bewarben sich um seine Gunst, um Herrscher über Deutschland zu werden. Sickingen entschied sich für den Enkel Kaiser Maximilians, obwohl dieser seinen Vater Schweickard von Sickingen nach dem bayerischen Erbfolgkriege auf das Blutgerüst geschickt hatte. Franz unterstützte den jungen geldbedürftigen König mit 20 000 Gulden. Und Karl machte den in Feldzügen und Staatsgeschäften gleichbewährten Ritter zu seinem Feldhauptmann, Rat und Kammerherren und bewilligte ihm eine Leibwache von 20 Kürassieren.

Franz von Sickingen war der Sohn eines namentlich der mathematischen und himmelskundlichen Wissenschaft sehr zugewandten und vertrauten Mannes, und seine wissenschaftliche Erziehung war nur durch den frühen Tod Schweickards gehemmt worden. Aber der Geist Franzens flog über die kleinen Widerwärtigkeiten des Tages oft genug

im kühnen Fluge hinweg. Sein Ehrgeiz, die den Sickingens durch die Hinrichtung des Vaters an Besitz und Ansehen zugefügte Schmach wieder gutzumachen, konnte ihn nicht davon abhalten, den geistigen Bewegungen in Deutschland mit leidenschaftlichem Interesse zu folgen. Die vom Papst über Deutschland verhängte Pfaffenherrschaft empörte sein Gemüt auf das heftigste, und die ersten Anzeichen der Reformation, in der er eine nationale Erhebung gegen den Papismus und seine Trabanten sah, begrüßte er mit freudiger Zustimmung. Im Kampf der Kölner Ketzerrichter gegen den Senior der Humanisten, Reuchlin, hatte er sich in uneigennütziger Weise des Bedrohten angenommen. Geistlichen, die sich für Luther und für eine deutsche Kirche ohne päpstlichen Einfluß einsetzten und deshalb verfolgt wurden, hatte er auf seinen Burgen Schutz gewährt und ihnen aus eigener Vollmacht geistliche Ämter gegeben. „Herbergen der Gerechtigkeit“ nannte Hutten die Burgen Franz von Sickingens.

Als Hutten durch das Tor der Ebernburg ritt, war Franz von Sickingen gerade dabei, zum jungen König Karl zu reisen, um dessen Krönung in Aachen beizuwohnen. Hutten nutzte die Gelegenheit, seinem Freunde ein Schreiben für Karl mitzugeben, worin er sich gegen die anmaßenden Rechtsansprüche des Papstes wendet, an Deutschen Exekutionen vorzunehmen und sich dazu noch der weltlichen Macht des Reiches zu bedienen. Nur

der König habe das Recht, einen deutschen Ritter abzuurteilen, nicht aber ein römischer Bischof. Seine, Huttens, Sache sei zugleich die des Königs. Der Schaden, den er nehme, werde auch der Schade des Königs sein. Er sei ein Mahner der königlichen Würde und aus diesem Grunde den Papisten verhaßt. Dann fährt er fort: „Mit festen Gründen habe ich gegen den päpstlichen Trug gestritten, habe die Anschläge gegen deine Herrschaft und die gemeine Freiheit zu vereiteln gesucht. Wo ist der Lohn für solches Verdienst? frage ich, damit niemand meine, ich fürchte Strafe wie für ein Verbrechen."

Zu gleicher Zeit wendet sich Hutten an Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen, den Staatsmann der Reformation, und redet ihn an, es sei eine Schande, daß eine tapfere Nation irgendwem, geschweige denn den faulen Pfaffen, dienstbar sein soll. Er fordert den mächtigen Kurfürsten auf, dieser Schmach ein Ende setzen zu helfen und fährt fort:

„Kann ich euch aber nicht bewegen, noch auch anderswo einen Brand erregen, der jene Dinge verzehren mag, so werde ich doch, was in meinen Kräften steht, leisten: ich werde nichts tun, was eines tapferen Ritters unwürdig wäre; werde nie, solange ich bei gesunden Sinnen bin, auch nur einen Schritt von meinem Vorhaben abweichen... Ich kann sterben, aber dienen kann ich nicht. Frei will ich bleiben und achte den Tod nicht. Nie soll von Hutten gehört werden, daß

er von einem auswärtigen Fürsten, wie groß und mächtig er auch sei, sich befehlen lasse, geschweige denn von einem Pontifex. Einst werde ich aufstehen aus der Verborgenheit und meinen Deutschen da, wo die meisten zusammen sind, zurufen: Wer hat Mut genug, mit Hutten für des Vaterlandes Freiheit zu sterben?"

Auch dieser Ruf blieb ungehört. Der kurfürstliche Beschützer Luthers hatte mit sich selbst genug zu tun. Er war ein bedächtiger Denker und trotz vieler Vorzüge doch ein Landesfürst seiner Zeit, das heißt: ein Mann, der bestenfalls dem Reichsganzen nur Besserungen wünschte, wenn sein persönliches Hausmachtinteresse darunter keinen Schaden litt. Hutten aber erschien seine eigene Existenz nichtswürdig, wenn das Reich in Schwäche vegetierte. Ein ausländischer Bischof wagt es, sich über die Gewalt des größten Reiches der Erde, über den Willen der deutschen Nation hinwegzusetzen und König und Fürsten aufzufordern, Henkersdienste an des germanischen Volkes bewußtesten und selbstlosesten Rufer zu verüben! „Wer hat noch einen Tropfen deutschen Blutes in sich, den solche Frechheit nicht bewegte, solcher Frevel nicht empörte?" schreibt Hutten an den kurfürstlichen Erzbischof von Mainz, der ihn eben erst aus Furcht vor dem Papst im Stich gelassen hat. Aber er läßt seine Hoffnungen auf die Deutschen und auf das Feuer, das er angezündet,

nicht sinken. Einstmals wird die Flamme hochschlagen und Feige und Frevler verderben.

Auch an Luther wandte sich Hutten in diesen Tagen. Der Reformator erhielt einen tiefen Eindruck von der Huttenschen Rede. Er war empört über das Vorgehen des Erzbischofs von Mainz und versicherte, „seinen Geist mit dem Huttens verbinden und sich so entschuldigen zu wollen, daß es dem Bischof keine Freude machen sollte". Ein Jahr später greift Luther den Erzbischof in dieser Weise an: „Was hilft doch euch Bischöfen, daß ihr so frech mit Gewalt fahret und die Herzen über euch verbittert, und wollt noch mögt weder Ursach noch Recht eures Tuns beweisen? Was laßt ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten und Nimrode von Babylonien worden? Wisset ihr nicht, ihr armen Leute, daß Frevel, Tyrannei, dieweil sie nimmer Schein hat, das gemein Gebet verliert, nicht mag lange bestehen? Wie eilt ihr zu eurem Unfall als die Unsinnigen, der euch selbst allzu früh kommen wird!"

Wo immer die Möglichkeit besteht, Bundesgenossen gegen die päpstliche Gewalt zu sammeln, da ist Hutten zur Stelle. Sendschreiben über Sendschreiben gehen von der Ebernburg hinunter. Ununterbrochen jagen die Boten nach Worms, Speyer, Mainz. Überall regen sich die Huttenschen Freunde, seine Schriften zu verbreiten. Wo die Buchhändler zu ängstlich sind, das Geschäft zu besorgen, springen Huttens Vertraute sofort ein. Und die letzte der

Klageschriften, das „Sendschreiben an die Deutschen aller Stände“, worin er seine Landsleute also anredet: „Tut die Augen auf, ihr Deutschen, und sehet, wer es ist, der euch daheim beraubt, auswärts in üblen Ruf bringt und an allem Unglück, allem Mißstande bei euch die Schuld trägt!“, dieses Sendschreiben ließ er sogar öffentlich anschlagen. Seine Volkstümlichkeit war durch die päpstliche Verfolgung sehr gewachsen, und sein Herz begann sich in demselben Maße allen Schichten der Nation, auch den Bürgern und Bauern, zuzuwenden, sie in das große Werk der nationalen Befreiung miteinzubeziehen, wie sie sich ihm selbst neigten und sich für die volkhafte Auferstehung reif erwiesen.

Am 15. Juni 1520 war in Rom die Bannbulle gegen Martin Luther ausgefertigt worden. Überall in deutschen Landen brannten auf Befehl des Pontifex die Schriften des Reformators. Hutten geht in fünf Reden gegen die päpstliche Tyrannei vor und greift Leo den Zehnten in einem zugleich in lateinischer wie in deutscher Sprache abgefaßten Gedicht als gewissenlosen Seelenkrämer und Räuber der deutschen Nation an. Die letzte Strophe aber widmet er dem bedrängten und verfolgten Luther. Und wir empfangen hier das schönste Zeugnis, wie der erbitterte Feind der Feinde Deutschlands sich zarten Gemütes einem Verfolgten voll selbstloser Hingabe nähert:

Dich aber, liebster Bruder mein,
Durch sollich Macht vergwaltigt sein,
Bin deinethalben ich beschwert;
Doch hoff' ich, es werd widerkehrt,
Und werd gerochen dein Unschuld;
Drum Diener Gottes hab Geduld.
Möcht ich dir aber Beistand tun,
Und raten diesen Sachen nun,
So wöllt ich, was ich hab an Gut,
Nit sparen, noch mein eigen Blut.

Freilich waren diese deutschen Verse noch sehr unbeholfen. Aber Huttens Herz fand bald den rechten Rhythmus. Die Humanisten fielen vor den Ungewittern der nationalrevolutionären Bewegung wie Herbstlaub von den Bäumen ab. Jetzt stand es klar vor ihm, daß er sich an das gemeine, gesunde Volk wenden müsse, das nur Deutsch verstand. Er hatte die Stadtbürger verachtet, weil sie Handel mit dem Auslande trieben und die ländlichen Sitten oft von ihnen verwässert wurden. Jetzt aber zeigte es sich, daß große und mächtige deutsche Reichsstädte sich der reformatorischen Bewegung neigten und vom Papst verfolgte Deutsche in ihren Mauern schützten, daß also deutscher Geist in ihnen lebendig genug war, um einer großen nationalen Bewegung zu Hilfe zu kommen.

Und durfte man die Hilfe der Bauern verachten? Gehörten sie nicht zu den am meisten von Rom ausgeplünderten deutschen Menschen? Waren nicht Hunderttausende dieser Elenden und Armen

mit Zinsen und Zehnten überladene Ausbeutungsobjekte der Klöster, Bistümer und sonstigen geistlichen Gewalten?

Niemand durfte aus dem großen Kampfe gelassen werden. Wie konnte er, Hutten, aber mit seinen Schriften und Reden anders als in der deutschen Muttersprache an alle herankommen? Waren die Ritter nicht auch zum großen Teil der lateinischen Gelehrtensprache ohnmächtig? Und so entschloß er sich nun festen Sinnes, den lateinischen Schmuck abzutun und, den sogenannten Gebildeten zum Trotz, deutsch zu seinen Deutschen zu reden. Beschleunigt wurde dieser Entschluß noch dadurch, daß Franz von Sickingen, des Lateinischen wenig mächtig, von Hutten deutsche Belehrung in deutscher Sprache verlangte. Konnte Hutten der Bitte seines liebsten Freundes und edlen Beschützers widerstehen?

Es ist um die Wende der Jahre 1520 und 1521. Luther hat am 12. Dezember des erstgenannten Jahres am Elstertore zu Wittenberg die päpstliche Bannbulle verbrannt und sich damit von Rom auch äußerlich losgesagt. Wie eine Windsbraut jagt die Kunde durch deutsches Land. In wenigen Tagen ist sie auch auf der Ebernburg laut. Franz hatte sich mit Luther, obwohl er ihm innerlich zuneigte und seine Anhänger schützte, wenig beschäftigt. Nun führte ihn der sieben Jahre jüngere Freund aus der Fülle seines größeren Wissens in den Charakter der reformatorischen Bewegung ein

und tat von seinem nationalrevolutionären Geist das hinzu, was ihm notwendig schien, um Sikkingen in seiner Rolle zu befestigen, als Führer der Reichsritterschaft die kaiserliche Macht sowohl gegen die kraftzersplitternden Tendenzen der zahlreichen Fürstenhäuser wie vor allem gegen die immer dreister werdenden Ansprüche des Papsttums zu stärken.

Am Tage saß Hutten, während Sickingen in ritterlichen Geschäften oder auf der Jagd unterwegs war, auf der Ebernburg, übersetzte seine lateinischen Schriften ins Deutsche oder diktierte neue seinem Schreiber. Immer wurde sein Geist im Gedenken an den herrlichen Freund beflügelt. In neuen Dialogen spricht er zu ihm, läßt er ihn selbst Großes und Erhabenes sagen. Abends beim offenen, flackernden Feuer sitzen sie in der festen Burg, den Blick über das weite, im Dunkel liegende, nun aber bald erhellte Land gerichtet, beieinander. Ihre Gedanken schweifen von den großen Sachsenkönigen zu den mächtigen Hohenstaufen und von ihnen bis in die Zeit des Verfalls und der mühseligen Halbaufrichtung alter Kaiserherrlichkeit. Oft ballen sie die Fäuste angesichts der schmachvollen Sklaverei, die eine landfremde Allerweltsherrschaft im Namen eines nach Bedarf zurechtgemachten Gottes über Deutschland gebracht hat. Sickingens edles Gesicht verdüstert sich, seine großen, scharfen Augen flammen im Zorn und schleudern immer wieder die Frage hervor: Was können wir tun, um der Schande ein Ende zu machen? Dann



REICHSRITTER UND KAISERLICHER FELDHAUPTMANN FRANZ VON SICKINGEN

greift Hutten wohl zu einer der gerade fertig gewordenen Übersetzungen oder zu einer seiner neuen

deutschen Schriften oder zu einem am gleichen Tage entstandenen Gedicht und bittet den Freund um Gehör. So schließt sich das Band immer enger, ihre Hoffnungen wachsen von Tag zu Tag, obwohl der Pfaffen Frechheit nicht geringer, sondern größer wird. Hatten sie doch verkünden lassen, daß es ein Verdienst sei, Hutten zu erstechen.

Aber was scheren ihn die Pfaffen? Noch ist der König da. Ihm, dem Führer des Vaterlandes, will er vertrauen und sich hingeben, und so redet er ihn an:

So will mit allem, das ich mag
Zu Dienst dir kommen Nacht und Tag,
Und begehr von dir deß keinen Lohn
— — — — — — — — — —
In Armut will ich sterben gern,
Und alles eignen Nutz' entbehrn.
— — — — — — — — — — — —
Drum hab ein Herz und schaff ein Mut!
Ich will dir wecken auf zu gut
Und reizen manchen stolzen Hild;
Hab's schon ihr vielen eingebildt,
Und fehlt allein an dein Gebot.
Hilf, werter König, es ist Not!
Laß fliehen aus des Adlers Fahn,
So wollen wir es heben an.

Ja, er wollte nichts für sich, alles fürs Reich, alles für seine Wahrheit, Größe und Herrlichkeit. Und so setzte er an den Schluß seines verdeutschten Gesprächbüchleins, worin sich auch die beiden „Fieber“-Gespräche und „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit“ befanden, die schönen Verse:

Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abricht.
Es brech oder gang.
Gott's Geist mich bezwang.

Das Gesprächbüchlein widmete er „dem edelen, hochberühmten, starkmütigen und ehrenfesten Franz von Sickingen, kaiserlicher Majestät Rat, Diener und Hauptmann, seinem besonderen vertrauten und tröstlichen guten Freunde". Er fügte dem Gesprächbüchlein, das schnell eine große Verbreitung finden sollte, ein Vor- und ein Nachwort hinzu. Im Vorwort stehen diese seine schicksalskündenden Verse:

Von Wahrheit will ich nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft, zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mags nit werden gwendt,
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich habs gewagt.

Die Priester gebärdeten sich nach jeder neuen Kundgebung Huttens toller. Sie beschimpften ihn als einen Feind der Geistlichkeit überhaupt. Das bedeutete nach damaliger Anschauung, daß er ein Religions- und Gottesfeind wäre. So mußte sich Hutten denn auch gegen diese Angriffe zur Wehr setzen. Er sei kein Prediger, sondern ein Patriot.

Nun schreien die Prediger plötzlich, es sei unchristlich, Waffen zu brauchen. Die ungeistlichen Herren werden also plötzlich geistlich. Sonst laufen sie wie Krieger herum und schämen sich des Chorhemdes. Sobald aber jemand sie angreift, berufen sie sich auf ihren priesterlichen Charakter. Ja, wenn sie immer nur Priester wären, dann wäre der Streit überflüssig. „Soll man, obschon billige Ursache wäre, wider Papst und Bischof nicht kriegen: warum haben denn etliche hundert Jahr her die Päpste große Kriege gegen die römischen Kaiser, denen sie doch, als Christus angezeigt, Petrus und Paulus geheißen haben, ernstlich unterworfen sein sollen, auch gegen andere Christenfürsten, zum Teil durch Anhetzung anderer, geführt ... Warum hat vor wenig Jahren der Bluthund Julius nahezu die ganze Christenheit in ein gemein Mörderei und Leutverderben vermischt und gekuppelt? ... Warum hat der allerheiligste Leo, auf daß er seinen Vetter zum Herzog machte, den rechtlich regierenden Fürsten von Urbin mit Gewalt und Schwertbeschlag vertrieben? ... Sind dies die Gesalbten Gottes, an die niemand Hand anlegen soll?“

Er fühlte, daß die Feinde das Letzte versuchen würden, ihn zu vernichten. Aber von Todesahnungen umweht, stand er nur fester in seiner großen Aufgabe, in seinem Amt, das keiner von ihm nehmen konnte. Davon kündet „Ein neues Lied Herrn Ulrichs von Hutten“, das vom Volke gesungen wurde, und so lautet:

„Ich habs gewagt mit Sinnen,
Und trag des noch kein Reu;
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu,
Damit ich mein
Nit eim allein
Wenn man es wollt erkennen:
Dem Land zu gut,
Wiewol man tut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen
Und reden was er will:
Hätt Wahrheit ich geschwiegen,
Mir wären Hulder vil;
Nun hab ichs gsagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frommen;
Wiewol noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd wieder kommen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn Schuld;
Ich het das recht gelitten;
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit nach alter Sitt
Zu Ghör hat kommen lassen;
Vielleicht wills Gott und zwingt sie Not
Zu handeln dieser Maßen.

Nun ist oft dieses Gleichen
Geschehen auch hiervor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor;
Oft große Flamm von Fünklin kam,
Wer weiß, ob ichs werd rächen!

Statt schon im Lauf, so setz ich drauf:
Muß gehen oder brechen!

Daneben mich zu trösten
Mit gutem Gwissen hab,
Daß keiner von den Bösten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch sagen, daß, wie immer auch
Ich anders sei gegangen
Denn Ehren nach; hab diese Sach
In Gutem angefangen.

— — — — — — — — — — — —

Ob dann mir nach tut denken
Der Curtisanen List:
Ein Herz läßt sich nicht kränken,
Das rechter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wölln auch ins Spiel,
Und solltens drüber sterben:
Auf Landsknecht gut,
Und Reiters Mut,
Laßt Hutten nicht verderben!"

Mannigfaltig war das Echo aus dem Lande. Von allen Seiten kamen Briefe. Auch Gedichte auf Hutten und Sickingen entstanden in großer Zahl. Am liebsten hätte Hutten sofort losgeschlagen. Aber Sickingen hielt ihn zurück. Er hatte mit dem Kaiser in Aachen gesprochen und war nicht ohne Hoffnung, daß Karl die Bewegung selbst in absehbarer Zeit in die Hand nehmen würde. Allerdings war Vorsicht geboten. Karl war jetzt von denselben Kreaturen umgeben, die noch vor kurzem seine Königswahl im Auftrage des Papstes zu verhindern versucht hatten. Jetzt

waren sie bestrebt, ihn zum Werkzeug Leos zu erniedrigen. Karl war jung und in Staatsgeschäften unerfahren, seine Kenntnis Deutschlands und der besonderen Bedürfnisse des Reiches zu gering, als daß man vor Überraschungen sicher sein konnte. Auf alle Fälle war Sickingen fest entschlossen, seinen Freund Hutten wie auch nötigenfalls Luther zu schützen, den jungen König von seiner pfäffischen Umgebung zu trennen und, falls das aber fehlgehen sollte, auf eigene Faust und im Einvernehmen mit den Plänen Huttens zur Befreiung Deutschlands von der römischen Pfaffenherrschaft loszuschlagen.

Vorerst galt es aber noch, den Ausgang des Wormser Reichstages abzuwarten, der zum Januar 1521 zusammenberufen war, um zu den notwendigen Reformen sein Wort zu sprechen. Der treue Sickingen ahnte nicht, wie in Maximilians Enkel die spanischen, die niederländischen, die neapolitanischen Interessen, die Ansprüche gegen Frankreich und auf Mailand vorherrschend wirkten und wie großen Wert er auf die Unterstützung Leos des Zehnten bei der Durchsetzung seiner Hausmachtansprüche legte. Er ahnte nicht, daß Karl der Fünfte acht Jahre später vor Leos Nachfolger, Clemens dem Siebenten, niedersinken und ihm die Füße um den Preis küssen würde, vom Papst gekrönt zu werden.

Und so sollten die Erwartungen der beiden Freunde auf der Ebernburg bald in der grausamsten Weise getäuscht werden.

7. Das Wormser Trauerspiel

Der Wormser Reichstag war am 28. Januar 1521 eröffnet worden. Nach Erledigung der weltlichen Angelegenheiten war man der Frage der Reformation nähergetreten. Aber schon die ersten Erörterungen zwischen dem jungen, in Aachen gekrönten Kaiser und den Ständen zeigten, daß Karl sich vollkommen in den Händen der Papisten befand. Die Beauftragten des Papstes ließen ihn nicht mehr aus den Fängen, sie hatten ihm aufgegeben, Luther ohne Verhör zum Schweigen zu bringen.

Da war allerdings Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Reichsverweser für Norddeutschland und Beschützer Luthers, dem Karl nicht zuletzt seine Krone verdankte. Da waren auch noch einige Reichsstände, die den Kaiser darauf aufmerksam machten, daß das Volk vielfach zu Luther halte und daß man im Falle seiner Vergewaltigung mit großem Aufruhr zu rechnen habe. Und obwohl der päpstliche Legat Aleander nicht nachließ, Karl zu sofortiger Verdammung Luthers aufzureizen und Karl auch schon entschlossen war, den Ständen den Entwurf eines Ediktes vorzulegen, durch das Luther als Ketzer verurteilt werden und die päpstliche Bannbulle für Deutschland Gesetzeskraft bekommen sollte, ließ er sich doch durch die geltend gemachten Befürchtungen zunächst vor dem Äußersten zurückhalten.

Nach vielem Hin und Her wurde beschlossen, Luther vor den Reichstag zum Verhör zu laden und ihm freies Geleit auf 21 Tage zu sichern. Am 26. März traf der Reichsherold Kaspar Sturm in Wittenberg ein und übergab Luther das kaiserliche Schreiben. Sieben Tage später trat Luther seine Fahrt nach Worms an.

Nur sechs Meilen entfernt von Worms lag die Ebernburg. Reitende Boten hielten die Verbindung zwischen den beiden Plätzen ständig aufrecht. Spalatin, der kurfürstlich sächsische Geheimschreiber, der mit Hutten schon längst im brieflichen Verkehr stand und im Hause des humanistischen Arztes Theobald Fettich in Worms wohnte, war eine der zuverlässigsten Nachrichtenquellen über die Vorgänge auf dem Reichstage. Der Humanist und ehemalige Dominikaner Martin Bucer, ein Schützling Sickingens, vermittelte in erster Linie als reitender Bote zwischen Worms und der Ebernburg. Aleanders empörende Rede, die die bedingungslose Auslieferung Luthers verlangte, war schon am folgenden Morgen um neun Uhr in den Händen Huttens.

Drei Stunden lang hatte der päpstliche Legat gedonnert. Wer war aber dieser Mann, der es wagte, die Unerfahrenheit des kaiserlichen Jünglings zu mißbrauchen und sich zum Diktator der Deutschen aufzuwerfen? Dieser dreiste Päpstling hatte folgende Meinung kundzutun: Wenn es auch den Deutschen gelingen sollte, das päpstliche Joch

abzuschütteln, so würde man von Rom aus so viel Zwietracht zwischen ihnen säen, daß sie sich untereinander vernichten und einer noch schlimmeren Knechtschaft zum Opfer fallen würden.

Daß Aleander mit der Sprache so ohne Scham herausgehe, das beweise, schreibt Hutten, seine blinde Zuversicht. Aber er werde sich irren. Die Deutschen werden erwachen. Die Bischofsmützen und Kardinalshüte, auf deren Hilfe er sich verlasse, werden einstmals selbst hilflos werden. Die Rächer stehen schon vor der Tür. Er aber, Hutten, werde alles, was in seinen Kräften liege, unternehmen, daß ein so frecher Feind der Deutschen, wie Aleander, nicht lebendig über die Grenze komme.

Diesem ersten Schreiben, das in Worms gewiß nicht ohne Wirkung blieb, folgte schnell ein zweites gegen den anderen päpstlichen Legaten, Marino Caraccioli, der selbst angesichts des versammelten Reichstages schamloserweise Ablaßschwindel betrieb und die Geduld der langmütigen Deutschen ausbeutete. Es sei leider so, daß die Päpste im Augenblick das Ohr des Kaisers hätten. „Einst werde ich", sagt Hutten, „zu Karls mir jetzt verschlossenen Ohren durchdringen. Hören wird er einmal, hören auf den, der ihm zum Besten rät ... Ich werde ihm darlegen, was du hier gesucht, was du gefunden hast. Ich werde ihm sagen, daß ihr Legaten alle, soviel eurer seit etlichen Jahrhunderten von den römischen Bischöfen hierher

geschickt worden, Verräter Deutschlands, Räuber an unserem Volke, Zerstörer alles Rechts und aller Billigkeit gewesen seid. Das werde ich ihm sagen, und wenn ich ihm das sage, dann wirst du nicht in der Lage sein, das Gegenteil darzutun. Darum mache dich fort von hier, mache dich fort! Denn was zögerst du noch, Bösewicht? Was suchst du Aufschub, du größter von allen Dieben, die jemals hier gestohlen haben? Du gewalttätigster aller Räuber, aller Betrüger verschlagenster, listigster, unverschämtester, ruchlosester! Das, wisse, ist die letzte Ermahnung zu deinem Heil. Bequeme dich, der Feder zu gehorchen, damit du dich nicht genötigt sehest, dem Schwerte zu weichen."

In einem dritten nach Worms gerichteten Schreiben nahm sich Hutten die Kirchenfürsten vor, die gar keine Priester seien, da sie ja ihre Stellen von Rom gekauft hätten und, wie allgemein bekannt, die Gebote der gemeinen Moral mit Füßen träten. Jeder ehrbare Mann trage Bedenken, sein Weib in ihre Häuser zu schicken. Kein Mensch traue ihnen in Geldsachen. Unter der Vorspiegelung des Vorteils der Kirche sei es ihnen erlaubt, sich vom Papst von Wort und Eid entbinden zu lassen. Sobald aber ein Mann wie Luther auftrete, dessen reine Lehren ein grelles Licht auf ihr unsittliches Leben werfe, dann schrien sie nach Unterdrückung. Nun aber sei das Maß voll. Und Hutten redete sie in der Fraktur seiner Zeit folgendermaßen an:

„Hebt euch weg von den reinen Quellen, ihr

unsauberen Schweine! Hinaus mit euch aus dem Heiligtum, ihr verruchten Krämer! Berühret nicht länger mit den oft entweihten Händen die Altäre! Was habt ihr mit dem Almosen unserer Väter zu schaffen, das diese für Armen- und Kirchenzwecke gestiftet, und darum uns, ihren Kindern, entzogen haben? Wie kommt ihr dazu, das zu frommen Zwecken Gespendete zu Völlerei, Unzucht, Pracht und Prunk zu mißbrauchen, während viele rechtschaffene und fromme Menschen Hunger leiden?... Seht ihr nicht, daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen, des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen? ... Ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch notwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vorteil des Vaterlandes oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Und das ist keine tolle Verwegenheit, wie ihr es dafür haltet, sondern männlicher und edler Freisinn ist's. Darum, damit ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich euere Drohungen verachte, erkläre ich mich, solange ihr Luther oder seinesgleichen verfolgen werdet, als euren abgesagten Feind. Und diesen Willen wird mir keine Gewalt von eurer Seite, kein Schlag des Schicksals nehmen oder auch nur ändern. Das Leben könnt ihr mir rauben: aber daß mein Ver-

dienst um das Vaterland nicht dauere, daß diese gute Tat sterbe, werdet ihr nicht bewirken. Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstand bringen, was geschehen sollte, verhindern: was aber getan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen; denn unmöglich ist, mit dem Leben auch zugleich das Andenken des Lebens zu vernichten. Nein! So ungewiß ich darüber bin, was dies alles für einen Ausgang haben werde, so sicher bin ich, daß die Anerkennung meines redlichen Willens auf die Nachwelt kommen wird. Das soll der beste Ertrag meines Lebens sein ... An zwei Menschen liegt soviel nicht: wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten gibt. Und wenn uns etwas widerfahren sollte, so droht euch um so größere Gefahr von anderen, weil sich dann mit den Verfechtern der Freiheit die Rächer der Unschuld verbinden werden."

Dem Kaiser redete Hutten aus den tiefsten Gründen seiner vaterländischen Seele zu, sich den Päpstlingen zu versagen, die sich im Glück an ihn hängten, um ihn im Unglück zu verlassen. Er fragt Karl: „Was hat Deutschland so Übles verdient, daß es mit dir, nicht für dich, zugrunde gehen soll? Führe uns lieber in augenscheinliche Gefahr, führe uns in Schwerter, in die Flammen. Mögen alle Nationen sich gegen uns scharen, alle Völker sich auf uns stürzen, aller Waffen nach uns zielen: wenn wir nur in der Gefahr unseren Mut erproben dürfen, und nicht so niedrig, so unmännlich, ohne Waffen und Schlacht, nach Weiberart

unterliegen und dienstbar werden sollen. Unsere Hoffnung war, du werdest das römische Joch von uns nehmen, die päpstliche Zwingherrschaft zerstören. Geben die Götter, daß diesem Anfang Besseres nachfolgen möge; denn bis jetzt, wenn auch noch nicht das Äußerste zu fürchten ist, wie könnte man bei solcher Erniedrigung Vertrauen fassen? Ein so großer Kaiser, der König so vieler Völker, so willig zur Knechtschaft, daß er nicht einmal wartet, bis er gezwungen wird!"

Am 16. April war Luther in Worms eingetroffen. Für Sekunden stand der Atem aller Tapferen auf der Ebernburg still. Was wird geschehen? Wird man den deutschen Mann hören? Wird man sich mit ihm auseinandersetzen? Oder wird man ihn antasten?

Kaum hat Hutten die Nachricht von der Ankunft Luthers in Worms empfangen, als er sich schon niedersetzt und ein Begrüßungsschreiben für ihn verfaßt, das Bucer nach Worms schafft. Er redet ihn als seinen heiligen Freund an und versichert ihm Treue bis in den Tod.

Am gleichen Tage, dem 17. April, findet das erste Verhör vor dem Reichstage statt. Luther ist angesichts der prächtigen Versammlung zunächst etwas benommen, und auf die Frage, ob er seine sämtlichen Bücher widerrufen wolle, erbittet er sich einen Tag Bedenkfrist.

Auf der Ebernburg stehen alle Herzen auf Sturm. Wenn Luther nur fest bleibt! Oder sollte

es möglich sein, daß er vor den Drohungen der Papisten und ihrer weltlichen Handlanger schwach wird? Hatte der Beauftragte des Trierer Erzbischofs Luther nicht bereits bedroht?

Nein, Luther steht wie ein Fels in der Brandung. Am 18. April weist er die Autorität von Papst und Konzilien zurück. Zum Verhör, zur Aussprache, zur Rechtfertigung kommt er nicht. Er wird einfach als Ketzer fallengelassen. Deutsche Fürsten lassen einen deutschen Mann vor den Drohungen eines ausländischen Pontifex im Stich, ohne ihm auch nur die Möglichkeit der Rechtfertigung zu geben!

Huttens Zorn kennt keine Grenzen. Er schreibt gleich an Luther, der noch bis zum 26. April in Worms ist und klagt, daß er nicht sofort losschlagen und den Bischofsmützen unter den Mauern von Worms ein Spiel anrichten könne. Doch bald werde er hervorbrechen und den Geist nicht verleugnen, den Gott in ihn gelegt habe. Luther antwortet und gibt seiner Mißstimmung über das kaiserliche Verfahren Ausdruck.

Inzwischen war bekannt geworden, daß 400 Ritter sich für Luther verschworen hatten und daß auch in der Bauernschaft der Wille zum Kampf für die Reformation lebendig geworden war. Den Papisten war in Worms angesichts der gefahrdrohenden Nähe Franz von Sickingens gar nicht wohl. Aber zum Losschlagen konnte sich dieser immer noch nicht entschließen, obwohl der

Freund nicht nachließ, in ihn zu drängen. Franz von Sickingen wußte, daß der Krieg mit Frankreich unmittelbar bevorstand und ihm als kaiserlichen Feldhauptmann große Aufgaben gesetzt waren. Er wollte seine Kräfte nicht vorzeitig zersplittern.

Doch die Masse der Parteigänger verstand diese Haltung nicht. Sollten Huttens Worte nur Worte bleiben? Man überschüttete ihn mit Vorwürfen. Der junge Hermann von dem Busche und der alte Freund Eoban Hesse in Erfurt ermahnen ihn, jetzt zur Tat überzugehen. Das Schicksal rufe ihn, Deutschlands Freiheit herzustellen. Hutten antwortet, es sei nicht notwendig, ihn anzuspornen. Verbannung und Tod schreckten ihn nicht. In einem geknechteten Vaterlande zu leben, habe keinen Wert. Er hoffe immer noch, daß Franz von Sickingen die Waffen ergreifen und daß die Ritterschaft ihm folgen werde. Daß die beiden päpstlichen Legaten entkommen konnten, sei nicht seine Schuld. Er habe die Straßen besetzt und Hinterhalte gelegt. Doch seien sie von des Kaisers Heer geschützt worden. Ganz ohne Wirkung sei seine Tätigkeit jedoch nicht geblieben. Von Rom kämen seit einiger Zeit keine Bannbullen, keine Legaten und keine Ablaßkrämer mehr. Aber das genüge natürlich nicht. Die Brut müsse mit der Wurzel ausgerottet werden. Er, Hutten, werde tun, was in seinem Vermögen stehe:

„Und so brech' ich hindurch, durch brech' ich oder ich falle
Kämpfend, nachdem ich einmal also geworfen das Loos."

8. Sickingens letzter Waffengang

Franz von Sickingen sollte nicht lange auf den kaiserlichen Auftrag gegen Frankreich warten. Im Sommer 1521 erhielt er den Befehl, 15 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zu werben und spätestens am 1. August in Diedenhofen einzutreffen. Mit dem Grafen Heinrich von Nassau als zweiten Oberbefehlshaber rückte er gegen den Herzog von Bouillon und das ihn unterstützende Frankreich vor. Aber der Kaiser, der Franz von Sickingen immer noch die geliehenen 20 000 Goldgulden schuldete, ließ es an Mitteln fehlen, und so ging der Feldzug erfolglos zu Ende. Der Ärger war auf allen Seiten gleich groß.

Hutten hätte den Zug am liebsten mitgemacht. Aber die furchtbaren Erregungen der letzten Monate, seine Enttäuschungen, sein leidenschaftlicher Zorn, der den geschwächten Körper zu zersprengen drohte, und die Wut über seine machtpolitische Ohnmacht gerade in dieser Zeit hatten sein leibliches Elend nur noch vermehrt. Während sein Geist kühnen Fluges von dem Elend des Tages sich zu den Höhen deutscher Kaiserherrlichkeit erhob, während sein Auge die Strecke vom kleinen Heute zum großen Morgen maß, während das Verlangen, der siegreiche Vorkämpfer des freien und geeinten Deutschland zu sein, seine Seele zu wildem Wellenschlage aufpeitschte, mußte er gleichzeitig darauf bedacht sein, seinem siechen Körper Ruhe zu gewähren. Wie das höl-

lische Feuer brannte die Schmach der Ohnmacht in seinem Herzen. Aber er gab die Hoffnung nicht auf, daß er noch einmal wie der Sturmwind durch die deutschen Gaue fahren und mit Hilfe aller Ehrlichen und Treuen das Vaterland von der landfremden papistischen Pest befreien werde.

Er mußte es jetzt sogar mitansehen, wie an einigen Orten seiner näheren und ferneren Umgebung sich Pfaffen regten und seine Bilder und Schriften in würdiger geistlicher Manier unsauberen körperlichen Zwecken zuführten, zumal sie der Hoffnung waren, daß der Ritter nicht mehr zu fürchten, sondern außer Gefecht gesetzt sei. Aber Hutten ließ diese Unehre nicht auf sich, nahm den Schmutzigsten von ihnen in die Zange und zwang ihn zur Zahlung einer Buße von 2000 Gulden. Der Abt des Karthäuser Klosters bei Straßburg mußte sich außerdem zu einer Ehrenerklärung und Abbitte bereitfinden.

Inzwischen war Huttens Vater gestorben. Ulrich dachte wohl daran, sich mit seinen jüngeren Brüdern über die Verteilung des Familienbesitzes zu einigen, zumal die durch Berge und Wälder sehr geschützte Steckelburg für ihn einen lockenden Machtzuwachs bedeutete. Aber vom Papst verfolgt, von den Fürsten im Stich gelassen und vom Kaiser wegen seiner nationalrevolutionären Gesinnung gehaßt, konnte er ernsthaft nicht daran denken, die Burgherrschaft anzutreten. Seine Lage war in vielfacher Hinsicht verzweifelt.

Im Jahre 1522 flackerte aber für ihn ein neues Licht der Hoffnung auf. Um die Mitte des Jahres mußte Kaiser Karl der Fünfte nach Spanien, um Unruhen zu unterdrücken. In dem stellvertretenden Reichsregiment waren die Ritter gar nicht, die Reichsstädte nur mit insgesamt zwei Abgeordneten vertreten. Die Unzufriedenheit beider Stände war infolgedessen sehr groß. Sie hatten auch sonst mannigfache Ursache dazu. Denn Karl der Fünfte hatte den Fürsten, um von ihnen gewählt zu werden, so viele neue, das Gesamtinteresse schädigende Versprechen gemacht, daß Städte und Ritter in ihren alten erworbenen Rechten nur noch mutwilliger als bisher beschränkt wurden. Die neuen Zölle, die man überall erhob, zeigten, daß die fürstlichen Wölfe gar nicht satt wurden. So steht in einem Gedicht zu lesen, das Hutten zur Vereinigung von Rittern und Städten geschrieben hatte:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich Solchs nicht schweigen kann,
Und nimm des Dings allein mich an.

und folgendermaßen schließt:

Drum, fromme Städt, euch macht bereit,
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstehn
Und helfen deutscher Nation
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn.

Huttens Erbitterung gegen die Landesfürsten hatte ihren sittlichen Grund in der Tatsache, daß

diese sich den päpstlichen Ansprüchen gern unterwarfen, wenn dadurch ihr persönlicher Vorteil vermehrt wurde, daß sie aus Hausmachtinteresse jede Gelegenheit wahrnahmen, die Zentralgewalt des Reiches zu schwächen, daß einige von ihnen schon so tief gesunken waren, mit ausländischen Fürsten gemeinsame Sache gegen das Reich zu machen und bereit gewesen waren, die deutsche Kaiserkrone an fremde Souveräne zu verschachern. Was war von diesen Wölfen, wie sie Hutten in seinem Gedicht nannte, noch Gutes für das gemeine Wohl und für des Reiches Herrlichkeit zu erwarten? Darum ging sein Sinn dahin, alles Deutsche zu sammeln, das von der Stärkung der zentralen Führergewalt des Reiches Rettung und die Wiederherstellung der Gesundheit seiner natürlichen Stände erwartete. Zu diesen Ständen gehörten aber auch die Bauern, deren Not und Unzufriedenheit aufs höchste gestiegen waren. Einst freie deutsche Menschen auf freier Scholle, waren sie zu geschundenen und geschabten Leibeigenen herabgesunken. Hutten sah die Zeit fast voraus, in der diese geplagte Kreatur sich in wilder Verzweiflung erheben und alles, was ihr im Wege stand, in Trümmer verwandeln würde. Seit dem schmählichen Ausgang des Wormser Reichstages waren ihm die Möglichkeiten solcher Entwicklung besonders scharf vor Augen getreten.

In diesen Tagen erschien ein Gespräch „Neu Karsthans“, das zwar den Namen Huttens

nicht trägt, das ihm aber von jeher gern zugeschrieben worden ist und auch auf der Linie der hier dargelegten und an ihm erkennbaren geistigen Entwicklung liegt. In diesem Gespräch unterhält sich Franz von Sickingen mit einem Karsthans, einer zur damaligen Zeit bekannten bibel- und handfesten Bauernfigur. Hutten selbst tritt in dem Gespräch nicht auf. Aber Sickingen beruft sich des öfteren auf ihn.

Karsthans schildert dem Ritter die furchtbare Not und Unterdrückung des Bauernstandes durch die kirchlichen Sendgerichte, die aus Organen der Kirchenzucht längst zu Geldpumpen der Geistlichkeit geworden waren, und fordert für die Bauern einen ritterlichen Anführer, am besten Franz von Sickingen, der imstande sei, dem Bauernheer den Erfolg zu bringen. Der Anfang des großen Bauernkrieges wird hier also vier Jahre vorausgenommen. Franz von Sickingen ermahnt den Karsthans, keinen Frevel zu begehen und nur gerechte Forderungen ohne Eigennutz zu stellen und durchzusetzen. Ob er die Bauern führen werde, wisse er noch nicht. Wenn ihn aber Gott zur Abstrafung der Übeltäter rufen sollte, dann werde er sein Gebot erfüllen.

Der „Neu Karsthans" enthält 30 Artikel, die dem Inhalt nach sich mit den 12 im Jahre 1525 von den Bauern aufgestellten Forderungen weitgehend decken und darum als ihre unmittelbaren Vorläufer angesprochen werden können. Gott wird

zum Zeugen angerufen, daß die Bauern nicht ihre eigene Sache, sondern des Vaterlandes Wohlfahrt verfolgten.

Wer den „Neu Karsthans" bis ins einzelne genau studiert, kann keinen Zweifel hegen, daß Hutten, der durch den Wormser Reichstag aufs höchste erbitterte und zu neuen Erkenntnissen gedrängte Hutten, der Verfasser ist; daß Hutten hier den Bauernkrieg als eine große national-revolutionäre Erhebung vorausverkündet und sowohl seine Maße wie seine Unmaße abgesteckt hat. Gewiß ist, daß er sich die Befreiung Deutschlands von Fremdherrschaft, Pfaffentum, fürstlicher Hausmachtintriguenpolitik und eigennütziger Ständewirtschaft, daß er sich die Wiederaufrichtung des Reiches unter einer starken, nur auf das Ganze sehenden Zentralgewalt nicht mehr ohne die Mitwirkung der Bauern vorzustellen vermochte. Zu sehr war ihm durch den Wormser Reichstag die Gewalt der Widerstände zum Bewußtsein gekommen, als daß er noch an die Möglichkeit einer gewaltlosen Befreiung des Vaterlandes hätte glauben können. Seine humanistische Form trat immer mehr hinter dem patriotischen Inhalt zurück. Der Humanismus war ihm nur eine Leiter des Aufstieges zum Licht gewesen. Dieses Licht hieß Deutschland. Kein Blut schien ihm zu teuer, keine Gewalt zu gering, keine Macht zu groß, die Ketten zu zersprengen, in denen das Vaterland schmachtete. Er hielt Luther die Treue. Aber das evangelisch-refor-

matorische Werk konnte nur eine Teilerscheinung der großen nationalrevolutionären Erhebung sein, nur ein Hilfswerk mit der besonderen Aufgabe, die Bataillone der römischen Hierarchie zu schlagen. Sein Reich Gottes hieß Deutschland, in ihm sah er den Willen des Schöpfers zu Redlichkeit, Treue, Kraft, Macht und Größe alles dessen, was schafft, verkörpert. Das „Wort" hatte Gottes Schöpfung, sein deutsches Vaterland, aus der natürlichen Heiligkeit in die Unheiligkeit der päpstlichen Verderbnis und damit in die weltliche Ohnmacht gedrängt. Nun soll das „Wort" weichen, damit das Schwert Gottes Urteil verkünde über Starkes und Schwaches, damit verstumme die Lüge, das Mächtige wachse, der Schein vergehe und aus dem Dunkel hervorbreche die Wahrheit und das Reich, das Reich und die Wahrheit.

Eine frische Hoffnung auf diesem Wege wurde ihm die Zusammenkunft der oberrheinischen Ritterschaft, die Franz von Sickingen im August 1522 in Landau veranstaltete. Am 13. August unterzeichneten diese Männer die Urkunde eines „Brüderlichen Verständnisses", dessen Zweck es war, jede fremde Gerichtsbarkeit zu unterbinden und besonders gegenüber kirchenfürstlichen Anmaßungen wie ein Mann zusammenzustehen. Das „Brüderliche Verständnis" wurde auf sechs Jahre beschlossen und Franz von Sickingen zum Hauptmann gewählt.

Nach diesem Ereignis ging Franz daran, Reisige zu sammeln. Er hatte seine Burgen, besonders Landstuhl und Ebernburg, neu befestigen und mit Proviant versehen lassen. Was ging in seinem Kopf vor? Er war müde der Rede, und das höhnische Pfaffengeschwätz fraß an seiner Ehre. Ihm war durch Hutten bewußt geworden, daß ein Mann zur Tat schreiten müsse, wenn Deutschland nicht untergehen solle und daß er, Sickingen, der vom Schicksal dazu Berufene sei. Und so wollte er mit Gott einen Anfang machen.

Da saß in Trier einer der unangenehmsten Päpstlinge, der kurfürstliche Erzbischof Richard von Greifenclau-Volraths, dessen Beauftragter Luther im April vorigen Jahres mit dem Scheiterhaufen gedroht und der selbst als Trabant Leos des Zehnten König Franz dem Ersten von Frankreich die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte. Diesen Reichsverräter galt es zu vertreiben und, wenn möglich, sich dessen Territorium anzueignen, um mit desto größerer Macht die nächste Aufgabe in Angriff nehmen zu können.

Mit einem stattlichen Heer rückte Franz gegen Trier. Überall fiel das Land ihm zu. Nur die stark befestigte Hauptstadt widerstand. Der bedrängte Erzbischof rief von allen Seiten Hilfe herbei. Die Fürsten von Hessen und der Pfalz machten gegen Franz mobil, schnitten 1500 Mann Hilfstruppen ab, die Nicolaus von Minckwitz aus dem Braunschweigischen für Sickingen

in Bewegung gesetzt hatte und warfen sich auf die Sickingen verbündeten oberrheinischen Ritter. Viele von diesen waren ihrer Treuepflicht ohnehin nicht nachgekommen. Sickingen mußte sich, schmählich im Stich gelassen, aus dem Trierschen zurückziehen. Die verbündeten Fürsten wagten sich zunächst noch nicht an ihn heran. Dafür mußten seine Bundesfreunde Hartmuth von Cronberg, Frowin von Hutten, Friedrich von Flersheim und andere, zum Teil durch Verjagung von ihren Gütern, büßen.

Sickingen hatte sich auf seine stark befestigte Burg Landstuhl zurückgezogen. Fieberhaft war er bemüht, Bundesgenossen zu gewinnen. Aber sein Sohn Hans und andere bewährte Männer waren in diesem Dienst von den Feinden abgefangen und unschädlich gemacht worden. Gleich nach Ostern 1523 rückten die drei verbündeten Fürsten von Trier, Hessen und der Pfalz mit starker Kriegsmacht und vielem, schwerem Geschütz gegen Landstuhl vor. Man riet Sickingen, zu fliehen. Er aber wollte sich von seinen Mannen keiner Feigheit zeihen lassen. So nahm er den ungleichen Kampf mit den Belagerern und ihren Kanonen auf.

Es war von Anfang an ein verlorener Kampf. Denn obwohl die Mauern von Landstuhl fest waren, so waren sie doch dem schweren Geschütz der Belagerer nicht gewachsen. Bald fühlte er, daß er nur noch seine Ehre zu verteidigen habe.

In den ersten Tagen des Mai lag bereits der stärkste Turm in Trümmern, zeigte die mächtige Mauer eine Bresche von 24 Fuß. Sickingen, obwohl von schmerzhafter Krankheit geplagt und nicht fähig zum Gehen, ließ sich zu einem seiner Geschütze fahren, um von dort aus dem Gang der Belagerung zuzusehen. Im gleichen Augenblick wurde das Geschütz von einem feindlichen Geschoß getroffen, fiel Franz rücklings auf Holzspieße, die ihm die linke Körperseite aufrissen. Er verlangte von seinen Dienern, kein Geschrei zu machen und ihn wegzubringen. In einem kugelsicheren Raum unterschrieb er einen Brief, in dem er die Fürsten um eine Besprechung bat.

Sofort hörte das Bombardement auf. Die Fürsten erschienen an Sickingens Lager. Vor seinem alten Lehnsherrn, dem Pfalzgrafen, zog er das Barett und reichte ihm die Hand. Als der Trierer Reichsverräter ihm Vorwürfe machen wollte, erwiderte er trotzig: „Nichts ohne Ursach!" Man möge ihn in Ruhe lassen, denn er habe bald mit einem größeren Herrn zu reden. Auch der Hesse wollte noch sein Mütchen an ihm kühlen. Aber Franzens alter Lehnsherr, der Pfalzgraf, hielt ihn zurück: Mit einem Sterbenden solle man nicht rechten. Der pfälzische Hofmeister glaubte ihm Trost schuldig zu sein. Da antwortete ihm der sterbende Held: Lieber Hofmeister, um mich ist es ein Geringes, ich bin nicht der Hahn, um den man tanzt. Er wollte weitersprechen und gewiß sagen:

Um die Freiheit meines Vaterlandes ging dieser Kampf. Da versagte die Stimme vor der Übermacht seines Schmerzes und seines Gemüts. Der anwesende Kaplan machte Anstalten zur Beichte und Kommunion. Aber Franz wehrte seiner Absicht und sprach, er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet. Darauf verschied er. Es war die Mittagsstunde des 7. Mai 1523.

Hutten war um diese Zeit von dem Ort der Tragödie, die Deutschland den schwerttüchtigsten Ritter genommen hatte, weit entfernt. Während Sickingens Zug gegen Trier war Hutten noch auf den Burgen des Freundes gewesen. Sein Körper war bereits so geschwächt, daß der ihm so vertraute Gedanke der Teilnahme am Kriegszug in ihm keinen festen und dauernden Platz mehr erobern konnte. Desto heller leuchtete in seinem Innern das Licht der einstigen Größe seines armen Vaterlandes. Er gedenkt der Tage, wo Hermann, der Fürst der Cherusker, das mächtigste Volk besiegt hat und beschließt, in einer Schrift „Arminius" diesen Helden seinen Deutschen zum ewigen Gedenken einzuprägen. Und so läßt er ihn reden: Er habe die Deutschen, die dem Auslande Tribut geleistet hätten, für gar keine Deutschen gehalten. Es sei sein Wille gewesen, jeden Überrest der römischen Macht, selbst ihr Andenken, zu tilgen.

Huttens Anspielung auf die päpstliche Tributherrschaft ist ganz klar. Er schildert Varus wie die beiden päpstlichen Legaten Cajetan und

Aleander. Armin aber nennt er den größten aller Feldherrn, und seinem tragischen Geschick widmet er im Hinblick auf das sooft beklagte deutsche Schicksal diese Worte:

„Nicht um Ruhm, Reichtum oder Herrschaft kämpfte ich, sondern das Ziel meines ganzen Strebens war, dem Vaterlande die ihm gewaltsam entrissene Freiheit zurückzugeben. So lebte ich in der Ausübung der höchsten Tugenden, bis mich einheimischer Neid und die Arglist der eigenen Verwandten fällten, und ich den freien und über alles siegreichen Geist, im Bewußtsein der größten Verdienste um mein Vaterland und eines in allen Stücken wohlgeführten Lebens, zu euch hinüberschickte."

Als die Verfolgungen der Sickingenschen Freunde und Mitkämpfer begannen, mußte Hutten die Burgen Franzens verlassen, galt er doch als dessen geistiger Wegbereiter. Schutz und Hilfe hatte er kaum noch zu erwarten. Überall lauerten die Feinde, um sich seiner zu bemächtigen, überall die Ketten, die man ihm auf päpstliches Geheiß anlegen wollte. Allein der Gedanke, in die Hände des Pontifex zu fallen, diesem Oberketzerrichter und dessen Henkersknechten wehrlos ausgeliefert zu sein, mahnte ihn zur Vorsicht. Und so ging er zunächst nach Schlettstadt, wo sich Freunde seiner annahmen, dann nach Basel, wo ihn die Ratsherren mit Ehren empfingen und Männer aller Stände kamen, um den Mann zu sehen, der der glühendste Herold

der deutschen Freiheit war. Es schien, daß dem siechen Hutten, der noch dazu von der Sorge um seines Sickingen Schicksal niedergedrückt wurde, eine kurze Zeit der körperlichen Ruhe und Wiederherstellung vergönnt sein sollte. Doch sein Friede war schnell vorüber.

In Basel lebte seit einigen Jahren der Mann, dem er wegen seiner Gelehrsamkeit und seines geistvollen Kampfes gegen die Klerisei höchste Achtung, ja Verehrung entgegengebracht hatte: Desiderius Erasmus, oder wie man ihn nach seinem Geburtsort nannte, Erasmus von Rotterdam, der Führer der Humanisten, der Scholastik und Mönchswesen wie keiner vor ihm bekämpft hatte. Erasmus hatte sich die Freundschaft Huttens lange als Ehre angerechnet und namentlich in den Mainzer Jahren des Ritters großen Wert auf gute Beziehungen gelegt. Je gründlicher und ausschließlicher Hutten jedoch das Werk der nationalrevolutionären Erhebung betrieben, je energischer er zu Taten aufgefordert, desto scheuer war Erasmus zurückgewichen. Nach den ersten Erschütterungen der Reformation war er ängstlich von Luther abgefallen. Schließlich war er, der Führer der antipapistischen Kritikerschule, die aus seiner Verachtung gegen das römische Zwingsystem die stärksten Kräfte gezogen hatte, selbst zum Papsttum übergelaufen und hatte diesem seine Feder gegen das reformatorische Werk zur Verfügung gestellt. Er bezog von Karl dem

Fünften ein Gehalt von 400 Gulden, dazu verschiedene Pensionen von anderen Standespersonen, war königlicher Rat und sehr auf Ansehen und Ruhe bedacht. Es war ihm wohl bei dem Gedanken, daß sein Buch „Das Lob der Torheit“ nach dem Geschmack „von Bischöfen, Erzbischöfen, Kardinälen“ sei und daß „selbst der Heiligkeit des Papstes Leos des Zehnten es gefallen hat, es ganz durchzulesen“.

Bei diesem Manne ließ sich der ungenügend unterrichtete Hutten durch einen jungen Studierenden, Heinrich Eppendorf, bald nach seinem Eintreffen in Basel anmelden. Er war glücklich in der Hoffnung, seinen älteren, viel bewunderten Kampfgenossen wiederzusehen. Die Abneigung des Erasmus gegen Luther würde er gewiß aus besserer und näherer Kenntnis des Reformators überwinden helfen.

Aber Erasmus ließ dem Ritter mitteilen, daß sein Besuch für ihn bloßstellend sei und daß er darum bäte, ihn zu unterlassen. Hutten mag es einen Augenblick den Atem verschlagen haben, daß der Mann, den er einst vor allem verehrt und dem er immer wieder mit Liebe gedient, ihm eine solche Antwort werden ließ. Aber schnell erkennt er, daß der einstmals von ihm Gefeierte ein Feigling, ein um Gunst, Titel und Geld Buhlender, ein zu Opfer, Kampf, Treue und Beharrlichkeit Unfähiger ist. Und fest steht es bei ihm, daß er diese Memme bei erster Gelegenheit an den

Schandpfahl schlagen müsse. Zunächst findet er allerdings keine Ruhe dazu: Die Baseler Pfaffen fordern vom Magistrat Huttens Ausweisung. Nach zweimonatigem Aufenthalt muß er die Stadt verlassen. Die Luther sehr freundlich gesinnten Augustiner von Mülhausen nahmen ihn im Januar 1523 auf.

Hier in Mülhausen fiel Hutten ein Brief des Erasmus an dessen Freund Laurinus in Brügge in die Hände. Dieser Brief war eine Ironisierung der Reformation und enthielt noch dazu Unwahrheiten über sein, des Erasmus, Verhältnis zu Hutten. Da kann Hutten nicht mehr warten. Er greift zur Feder, um den Abtrünnigen, den Unwahrhaftigen zu züchtigen. Erasmus, der von den Absichten Huttens hört, bekommt es mit der Furcht zu tun und versucht, Hutten vom Kampf zurückzuhalten. Es kommt auch zu schriftlichen Verhandlungen zwischen beiden. Aber die Huttensche Anklage, an der scheinbar noch andere interessiert sind, kursiert bereits in Abschriften. Man kennt sie schon in Zürich, und bald ist sie auch in Erasmus' Händen.

Hutten läßt seine Schrift folgendermaßen beginnen: Er habe Erasmus stets wie ein höheres Wesen verehrt, habe ihn vor allen Angriffen in Schutz genommen, sei immer für ihn zu Felde gezogen, und jetzt verschließe ihm dieser aus Furcht vor den erbärmlichsten Menschen die Tür. Aber was bedeutet diese persönliche Kränkung gegen den Abfall des Erasmus von der Sache Luthers! O dieser Kleinmütige! Er zweifelt am Erfolg

und sagt sich darum von seinen ehemaligen Freunden los. Jetzt ist er schon im Dienste des Papstes. O des unwürdigen Schauspiels! Herkules bei Omphale! Und so fährt Hutten fort: „Weil du lieber bei jenen schmarotzen, als mit mir der Pflicht getreu bleiben willst, so muß ich's leiden, daß wir uns trennen. Magst du dort ein behagliches Leben führen, wo große Herren sind, die dir Geschenke machen, und wenn du gegen Luther schreibst, Bistümer für dich in Bereitschaft halten und fette Pfründen dir abtreten: ich will hier in Gefahr stehen, wo ernste, rechtschaffene, wahre, lautere, beständige und freie Männer sind, die sich durch keine Geschenke bewegen, durch keine Ehren umstimmen, durch keine Gefahren schrecken lassen; denen Gerechtigkeit heilig, Treue unverletzlich, die Religion Herzens-, die Wahrheit Gewissenssache ist. Was gehen mich die vielen Rücksichten an, durch welche du dich der römischen Kurie verbunden bekennst? Ich werde ebenso standhaft um des gemeinen Nutzens willen jene Zwingherrschaft bekämpfen, als du um eignen Vorteils willen sie beharrlich zu verteidigen gedenkst. Und dabei werde ich leichtere Arbeit und ein freieres Gewissen haben, da ich offen und einfach die Wahrheit sagen darf: während du in der üblen Stellung bist, erdichten, erfinden, ersinnen, lügen und täuschen zu müssen."

Erasmus suchte sich nach besten Kräften zu wehren. Er sei überhaupt kein Parteimann. Er liebe seine Unabhängigkeit. Er sei weder Luthe-

raner noch Papist. Er sei für die Erneuerung der Theologie. Danach verdächtigt er Hutten als Menschen, unterschiebt ihm unlautere Motive und häuft durch Verleumdung so viel Schmutz, daß der Titel seiner Schrift, die er „Spongia“ (Schwamm) nennt, ganz ins Gegenteil verkehrt wird.

Man war in Wittenberg über Huttens Vorgehen gegen Erasmus nicht erbaut, aber des Erasmus Art fand gar keine Billigung. Luther äußerte sich: „Ich wollte, daß Hutten keine Beschwerde geführt, noch viel weniger aber, daß Erasmus sie abgewischt hätte. Wenn das mit dem Schwamm abwischen heißt, was ist dann Schmähen und Lästern?“

Hutten erhielt die Nachricht vom Ende Franz von Sickingens wenige Tage nach dem 7. Mai. Und obwohl kein Zeugnis von dem unmittelbaren Eindruck dieses Ereignisses auf sein Gemüt vorhanden ist, so kann es nicht schwerfallen, sich die furchtbare Wirkung vom Tode seines liebsten Freundes und seiner schönsten Hoffnung auszumalen. Aber er wäre nicht Hutten gewesen, wenn seine Trauer sich nicht bald in Zorn verwandelt hätte, in Zorn gegen die Schuldigen. Schon flog seine Feder wieder übers Papier, um eine Schrift „In tyrannos“ niederzuschreiben, die leider nicht erhalten ist, in der er aber die Fürsten und ihre Knechte nicht geschont haben wird.

Kaum war er damit fertig, als die Papisten Mülhausens beschlossen, das Augustinerkloster mit

einem Haufen Gesindel zu stürmen, um sich des Ritters zu bemächtigen, auf den der Heilige Vater so sehnsüchtig wartete. Hutten mußte nächtens fliehen. Wohin? Er dachte an Zwingli, den Schweizer Reformator, der ein heller Gottesmann und ein tapferer Streiter war und einen deutschen Ritter gewiß nicht im Stich lassen würde.

Hutten hatte nicht vergebens gehofft. Zwingli nahm den Unglücklichen, von allen Mitteln Entblößten, von seiner eigenen Sippe Verlassenen, nun schon am Rande des Grabes Wankenden, in seinen Schutz.

9. Huttens Tod

Zwingli genoß in der Schweiz großes Ansehen. Er hatte dem Mailänder Barfüßer-Mönch Bernhard Samson, der im Auftrage des Papstes in dem kleinen Lande Ablaßhandel, wie Tetzel in Sachsen, trieb, das Handwerk gelegt und vom Rat der Stadt erwirkt, daß der Seelenkrämer Zürich nicht mehr betreten durfte. Zum 29. Januar 1523 waren auf seine Veranlassung vom Großen Rat alle Geistlichen nach Zürich berufen, um über 67 von ihm aufgestellte Reformartikel zu disputieren. 600 Geistliche waren dem Rufe gefolgt. Auch Abgesandte des Bischofs waren erschienen. Sie konnten aber nichts ausrichten. So erklärte sich die Versammlung gegen die päpstliche Gewalt,

die Kirchengüter, das Zölibat und den göttlichen Charakter des Priestertums. Der Rat der Stadt verkündete, daß die Lehre Zwinglis die richtige sei.

Vier oder fünf Monate später traf Hutten in Zürich bei dem Manne ein, der so viel Macht hatte, daß er es wohl wagen konnte, einen vom Papst und seinen Schergen Verfolgten in Schutz zu nehmen. Kurz vorher war Sickingens tragisches Ende bekannt geworden, und der ritterliche Zwingli, der im Gegensatz zu Luther immer bereit war, sein Schwert für die Sache Gottes und seines Landes in die Wagschale zu werfen, wird bei der Nachricht vom Tode des Reichsritters ebensoviel Zorn gegen die Büttel des Papsttums empfunden haben, wie er nun Liebe fühlte für den, den ihm der tote Sickingen als Vermächtnis gesandt hatte.

Und Hutten war der Liebe sehr bedürftig. Sein Elend hatte einen hohen Grad erreicht. Überall, wohin er blickte, nur Feigheit, nur Sorge um das eigene Leben, ängstliches Bemühen, bei den Mächtigen der Kirche und den ihnen untergebenen Gewalten nicht in Ungnade zu fallen. Selbst seine leiblichen Brüder ließen ihn im Stich, seitdem die Mutter dem Vater in den Tod nachgefolgt war. Sein körperlicher Verfall war bereits so weit fortgeschritten, daß er der dauernden Pflege kaum noch entraten konnte. Dabei war sein Geist von der größten Lebendigkeit und Durchdringungskraft und erfaßte das persönliche wie das allgemeine Geschehen mit unheimlicher, fast übernatürlicher Schärfe.

Um so furchtbarer wütete die Erkenntnis in seinen Sinnen, um so zerstörender rüttelte sie an den schwankenden Stützen seines körperlichen Seins.

Aber Zwinglis schwertfeste Hand waltete schirmend über dem siechen Ritter, den er gern als Kampfgenossen an seiner Seite gehabt hätte. Zunächst schickte er Hutten zu seinem Freunde Johann Jacob Russinger nach Pfäffers, wo warme Heilquellen flossen, in deren Wasser der wunde Mann genesen sollte. Doch das im Sturm der unaufhörlichen Kämpfe vernachlässigte Leiden erwies sich als nicht mehr heilbar. Hutten mußte, ohne Besserung zu fühlen, nach Zürich zurückkehren. Hatte er die Hoffnung auf seine Wiederherstellung bereits aufgegeben? War der Wille zum Kampf im Erlöschen? Am 21. Juli schrieb er einen Brief an seinen alten Eoban Hesse nach Erfurt und schickte ihm seine Schrift „In tyrannos", die der Freund zum Drucke befördern sollte. In dem Brief heißt es:

„Aber und abermals bitte ich Dich, versäume nichts in einer Sache, die höchst notwendig für uns ist. Vorhanden und am Tage sei der Einspruch gegen eine neue und unerhörte Untat. Sehen und erkennen sollen künftige Jahrhunderte, was für Menschen diejenigen gewesen sind, welche wider Ehrbarkeit, Gesetz und Recht, Treue und Frömmigkeit, mit Frevel und Verwegenheit sich gesetzt haben."

Glücklicherweise wußte Hutten nicht, daß Eoban

dem Kanzler des Landgrafen von Hessen bereits seine Freude über die Vernichtung Sickingens ausgedrückt hatte, um eine Anstellung in Marburg zu erhalten. Glücklicherweise blieb Hutten wenigstens diese bittere Erfahrung erspart. Schwer genug trug er schon daran, daß Luther den Fall Sickingens als ein Gottesgericht angesehen und sich dadurch in seiner Ansicht von der Allmacht des „Wortes" bestärkt gefühlt hatte. Die Kenntnis von Eobans Schritt hätte ihn gewiß noch tiefer erschüttert.

Huttens Brief zeigt jedenfalls, daß der verfallende Körper den Geist des Ritters nicht getrübt hatte, daß seine Kampfenergien vielleicht gedämpft, aber nicht unterdrückt waren. Das fühlte wohl auch der ängstliche Erasmus, als er sich bereitete, an den Züricher Rat ein Schreiben zu richten, worin Hutten beschimpft und der Rat gegen ihn aufgehetzt wird. Auch in einer Zwingli gewidmeten Vorrede zu seinem „Sponglia" (Schwamm) genannten Pamphlet denunzierte der schleichende Sanftschreiber den Ritter und warnte vor Ungelegenheiten.

Als Hutten von dieser Hinterhältigkeit des wohlbewahrten Ehrenmannes gegen einen Todwunden hört, bittet er Bürgermeister und Rat von Zürich, ihm Abschriften von solchen niedrigen Denunziationen zukommen zu lassen, damit er sich verantworten könne.

Aber die Hand, die das blanke Schwert so gern geschwungen und die Feder mit nie erlöschendem

Feuer und immer steigender Kraft geführt hatte, begann müde zu werden. Zwingli hatte Hutten zu dem heilkundigen Pfarrer Hans Schnegg auf die Insel Ufenau im Züricher See gebracht. Es war seine letzte Hoffnung, dem kranken Ritter Hilfe zuteil werden zu lassen. Zwingli war mit Schnegg befreundet und durfte gewiß sein, daß er Hutten beste Pflege angedeihen lassen würde. Alles hatte der Schweizer Reformator geebnet, um die graue Tagessorge von dem Verfolgten fernzuhalten.

Aber wie schön auch der See blaute und die weißen Gipfel der Berge auf ihn niederschauten, wie sanft auch die Hand des alten treuen Pflegers über seinen Kopf fuhr, die Feigheit und der Verrat des Erasmus drangen wie spitze Pfeile in seine Seele. Dann sprang er wohl vom Schmerzenslager auf, und der Blick fuhr nach dem Schwert, das er doch mitgebracht hatte, und nach der Feder, mit der er das Bild seines geknechteten wie seines befreiten Vaterlandes voll glühender Farben entworfen. Aber im feurigsten Aufschwung riß ihn das immer schwerer werdende Gewicht des körperlichen Schmerzes aufs Lager zurück. Sollte es nun wirklich aus sein? Zu Ende, bevor das Vaterland geeint und das Reich in neuer Kraft entstanden war? Sollte er umsonst gekämpft und gelitten, gesagt und gesungen, geliebt und gehofft haben?

Wenn er in den milden Augusttagen des Jahres 1523 vor der kleinen Klause seiner letzten Zu-

flucht saß und in die sinkende Abendsonne oder in das tiefe Wasser des Sees sah, dann zogen die Bilder des Lebens in wirklicher Größe vor seinem geistigen Auge vorüber. Er gedachte der alten Burg in den unendlichen Wäldern der Buchau, er gedachte des immer harten Vaters und der gütigen Mutter, die nun schon beide ruhten, er gedachte seines Einzuges ins Kloster und seines Auszuges in die Welt. Da waren die finsteren Scholastiker und die hellen Humanisten, da lag deutsches Land von der westlichen Colonia bis zur östlichen Frankenfurt, von der Küste der Ostsee bis an die Alpen vor ihm, reiches und armes Land, ausgesogen vom Eigennutz der Mächtigen wie der Ohnmächtigen. Da war sein geliebter alter Kaiser Maximilian, den er so gern gegen die venezianischen Pfeffersäcke mobil gemacht hätte, und der ihn schließlich in Augsburg zum Dichter gekrönt hatte. Vor seinen Augen erhebt sich plötzlich das Gespenst der papistischen Gewalt wie ein Polyp, der mit tausend Fangarmen nach allem greift, was ihm teuer und heilig ist. Er ruft nach dem Kaiser. Aber an seiner Stelle erscheint ein schwankender Jüngling, der Enkel Maximilians zwar, aber doch kein Deutscher, sondern ein Spanier, der — welche Schande! — nur mit seinem Pferde deutsch spricht. Wo ist Hilfe? Jetzt kommt Franz von Sickingen, der mächtige Reichsritter, ein edler Geist und eine starke Faust. Und Luther taucht auf, der das Wort gegen den Papst schleudert. Nun wird es bald besser werden. Sein

Gehirn funkelt. Aus seinen großen, niemals müden Augen schießen Blitze. Die ganze Fracht seines Geistesgutes, in einem Leben des erbitterten Kampfes gesammelt, donnert vorbei, um sich gegen die Feinde Deutschlands zu ergießen. Franz von Sikkingen nimmt das Schwert, um die Verräter zu strafen. Bald werden die Ritter, bald die Städte, bald die Bauern, bald wird das ganze Deutschland zu Hilfe kommen. O des herrlichen Sieges!

Während Huttens Blick noch in der Ferne das Land des Verlangens sucht, zuckt sein kranker Körper schmerzhaft zusammen. Nur ein leichtes Glühen in den Bergspitzen kündet noch von der Schönheit des Tages. Es ist kühl. Ihn schauert. Und er ist ganz zur Wirklichkeit zurückgekehrt. Vom Wasser kommt es kalt herauf. Die Erde, vom ersten Herbstlaub bedeckt, atmet leicht Verwesung.

Hutten blickt um sich. Da steht schon Hans Schnegg, der alte Getreue, hinter ihm. Er nimmt den Ritter, aus dessen fahlem, eingefallenem Gesicht die großen Augen wie die Lichter eines edlen Tieres leuchten, in seine Arme. Er trägt ihn mehr, als er ihn führt. Die Glieder des Kranken sind schon fast gelähmt. Hans Schnegg wird nicht mehr lange Sorgfalt und Liebe auf den ihm Anvertrauten zu verschwenden brauchen.

Als Hutten auf seinem Lager gebettet liegt, sehen sich die beiden Männer wortlos an. Der Pfleger will noch einmal nach dem Bedarf des Kranken

fragen, aber Hutten schließt die Augen und zieht mit seiner Rechten langsam einen großen Bogen um sich, wie wenn er den Bannkreis seines Friedens umschreiben wolle. Der Pfarrer versteht und verläßt schweigend den Raum.

Als Hutten allein ist, wendet er den Kopf zum Fenster. Die Abenddämmerung hat sich in Nacht gewandelt. Aber in seinem Innern brennt das hellste Feuer. Die Lichter springen zu seinem Franz von Sickingen, der ihm mit funkelndem Schwert aus der Finsternis winkt, auf daß er ihm folge. Immer heller wird die Landschaft. Ritter ohne Zahl in strahlender Rüstung, schwertbewaffnete Bürger und Bauern säumen das Feld, in dessen Mitte sein Franz steht. Über diesem ein König, wie er nie einen gesehen, ein Führer in sieghafter Größe, Deutschlands Schirm und Schutz. Hutten eilt ihm entgegen. Das Volk jubelt. Das Millionenheer der Bewaffneten schlägt die Schwerter aneinander, daß ein heller Klang zum fernen Himmel aufsteigt. Hutten senkt sein Haupt vor dem, der nun sein Vaterland groß machen wird.

Hans Schnegg hatte in der Nacht mehrmals das Ohr an die Tür von Huttens Zimmer gelegt, um zu kundschaften, ob der Kranke seiner bedürfe. Sein Herz war unruhig. Aber in dem Raum regte sich nichts. Es war die glücklichste Nacht des Ritters.

Als der Pfarrer am nächsten Morgen, später

als sonst, das Zimmer betrat, fand er Hutten auf seinem Lager tot. Die Sonne stand auf seinem Gesicht, und die weit geöffneten Augen empfingen nun ihr Licht von dem ewigen Gestirn, das über allem leuchtet. In seinem Antlitz war edler Friede. Er hatte den Kampf bestanden.

In den ersten Septembertagen grub man Hutten die Gruft in dem Eilande seiner letzten Tage. Er war fünfunddreißig Jahre und vier Monate alt geworden. Er starb in größter Armut und hinterließ nichts als Schwert und Feder. Ein fränkischer Ritter ging, nach Jahren an der Grabstätte ein Denkmal zu errichten. Aber das ist bald wieder verschwunden. Die Pfaffen von Rapperswyl, die nach Zwinglis Tode die Ufenau beherrschten, wollten das Andenken an den Ketzer bis auf den Grund ausrotten.

Niemand kennt die Stelle, wo die Gebeine des Mannes ruhen, der vor allen anderen Deutschland sah, wie es sein sollte und dessen Leben wie ein mächtiger Strom über Klippen und Felsen in dem Verlangen dahinrauschte, das Deutsche Reich Gottes zu verwirklichen.